XIII. Jahrg. Berlin, den 1. Oktober 1904. Nr. 1.



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft
Friedrichstraße 10.
1904.

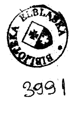


Herausgeber:

Maximilian Harden.

Neunundvierzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1904.



Inhalt.



Berlin, den 1. Oktober 1904.

Bismarcks Sohn.

Der fromme Eifer des weltfremden Landpastors, der berufen war, an der Bahre des zweiten Fürsten Bismarck zu reden, hat die Trauerpredigt an das Bibelwort von der Seligkeit Derer geknüpft, die von ihrer Arbeit ruhen und deren Werk den Leib überlebt. Der Sinn dieses Wortes aus der Apokalypse wird klarer, wenn man dem Hinweis auf die Stelle des Hebräerbriefes folgt, wo der Mensch gepriesen wird, „der ruhet von seinen Werken, gleich wie Gott von seinen". Solcher Grabspruch ziemt einem thätigen Schöpferleben. Der arme Fürst Herbert, den am Herd nur, im Engsten, ein spätes Glück krönte, ward bis in die Gruft vom Mißgeschick verfolgt. An seinem Sarg stand, als Vertreter des Kaisers, der Generaloberst Hahnke, den er seit den Märztagen des Jahres 1890 haßte, stand, als Vertreter des Reiches, der Kanzler, den er schon längst nicht mehr liebte, längst nur noch als geschickten Redner gelten ließ. Und der Pfarrer, der ihm letzten Gruß nachrief, wählte reblichen Willens das unpassendste Leitwort, das in den Evangelienbezirken zu finden war. Welches Werk soll denn den Mann überleben, der niemals die Möglichkeit selbständigen Wirkens sah? Die Summe seines Lebens müßte gering scheinen, wenn sie aus seinen fortzeugenden Thaten errechnet würde. Ein Bossuet hätte an dieser Bahre ein besseres Motto erdacht. Hätte vielleicht, wie in der mächtig widerhallenden Rede, die dem Kanzler Le Tellier geweiht war, an Pauli Wort aus dem ersten Korintherbrief erinnert: Unusquisque in qua vocatione vocatus est; und sicher, wie von Michel Le Tellier, von Otto Bismarck gesagt: „Nie wäre der Sohn von ihm für das Staatssekretariat vorgeschlagen worden, wenn er nicht geglaubt hätte, dem König einen guten Diener zu empfehlen."

Auch an die fast mephistophelische Frage des Matthaeus, wer seiner Länge wohl eine Elle zusetzen möge, konnte ein Frommer hier denken. Herbert Bismarck muß nach den Umständen beurtheilt werden, in die er hineingeboren war; und das Leid seines öffentlich sichtbaren Lebens wurzelte in der stets erneuten Forderung, er solle das Maß seines Wesens um eine Elle verlängern. Eine einfache, starke Seele hätte sich gegen solche Zumuthung früh gewehrt und sich selbst den Maßstab bestimmt. Das vermochte Herbert nicht. Er hat nie, nicht eine Minute, gewähnt, dem Genius des Vaters zu gleichen; doch ihm gelang auch nicht, sich als freie Persönlichkeit durchzusetzen. War er zu schwach? Persönlichkeit, sagt Emerson, ist, wie Licht und Wärme, eine Naturkraft; und müßte, denkt man hinzu, also auch im überragenden Schatten mählich wärmen und leuchten. Wenn ein auf des Lebens Höhe Gestellter dreißig Jahre lang von Freund und Feind völlig verkannt wird, kann der Kontur seines Wesens nicht scharf gezogen sein. Herbert Bismarck war klug, reinen Herzens, gebildet, fleißig im Dienst, tapfer in Leibesgefahr: und hat sich auf keinem Posten doch zu rechter Geltung gebracht und ist als Politiker nie des Daseins ganz froh geworden. Warum? ... Unkirchlicher Sinn hätte am dunklen Eingang zur Gruft dieses Fürsten kein besseres Leitwort zu wählen gewußt als den Dämmerspruch Goethes: „Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt." Seit ich dem Toten nachdenke, klingt dieser Spruch mir ins Ohr.

Das wars. Nichts, was von außen her kam, durch den Wechsel äußeren Schicksals zu ändern gewesen wäre. Auch nicht das vielbewinselte Verhängniß, der Sohn eines Großen zu sein. Ist solche Kindschaft denn gar so fürchterlich? Das gewaltigste, an Lebenskraft zähste Symbol der Christengeschichte zeugt wider diesen Wahn; und daß er im Hirn des vornehmsten Heidenvolkes nicht wohnte, wird durch die alte Hellenensitte bewiesen, den Heroen von des Olympos Höhe die Väter zu holen. Wohl seufzte Homer, selten nur wachse ein Sohn ins Richtmaß des Vaters; fast jeder Greis noch hats von der Jugend gesagt und jeder hat Beispiele anzuführen vermocht, weil unter den Menschen Größe stets selten war. Kein natürliches Empfinden wird aber den Sohn beklagen, der aus dem Glanz väterlichen Ruhmes wohlausgestattet ins Leben schreitet. Was Tausende lähmt, bleibt Diesem erspart. Er verbraucht nicht die Hälfte, drei Viertel der Kraft, um im Gedräng nur erkennbar zu werden. Früh blickt Alles auf ihn; und erfahrene Weisheit lehrt ihn auf das für den Kampf und den Sieg Wesentliche achten. Wenn William Pitt nicht der Sohn des

Earl of Chatham gewesen wäre, hätte Shelburne den Dreiundzwanzigjährigen nicht zum Schatzkanzler erwählt. Hätte das Glück Richard Wagner so begünstigt wie jetzt Richards mittelwüchsigen Sohn, dann wäre Lohengrin nicht so lange stumm, seinem Schöpfer die Narbe erspart geblieben. So fest ist in einfachen Menschenköpfen der Glaube, nur von hohem Stamm sei köstliche Frucht zu hoffen, daß die Legende ihren Lieblingen heldische Zeuger oder weise Lehrer giebt und Bonaparte selbst, der Plebejer, die Pariser nicht gern an den Ursprung des Königthumes erinnern ließ. Das Gerede über das tragische Schicksal, aus den Lenden eines Großen zu stammen, gleicht falscher Münze, die von Hand zu Hand geht, bis ein Zweifler sie auf den Zahltisch wirft. Nein: Otto Bismarck war nicht Herberts Verhängniß. Die Stürme, denen des Vaters Wink gebot, haben oft freilich das Haupt des Sohnes gezaust. Das war unbequem, doch nicht tragisch, brachte Aerger, doch nicht grauses Verhängniß. Wie nur er es vermochte, hat dieser Vater den Sohn gerüstet. Er schickte ihn an die wichtigsten deutschen Höfe, machte den noch nicht Dreißigjährigen zu seinem Privatsekretär, gab ihm Gelegenheit, in der Schweiz und den Niederlanden, in Wien, Petersburg, London sich umzusehen. Er that, ohne es zu wollen, noch mehr für ihn: er ließ ihm einen ungeheuren Komplex unerfüllter, nach Erfüllung drängender Volkswünsche. Der Sohn lernte, was zu lernen war, lernte nur Eins nicht: innere Sicherheit. Er war keiner Lage gewachsen, auch der günstigsten nicht, und keine that ihm genug. Der Erbe des populärsten Staatsmannes, den die Geschichte kennt, war seinen Landsleuten ein Fremdling, wurde mißtrauisch betrachtet und nach seinem Tod mit dem winzigen Ruhm eingescharrt, ein zärtlicher Sohn und ein guter Hausvater gewesen zu sein ... In dem Kapitel über Bacon sagt Goethe: „Man durchsuche Diktionäre, Bibliotheken, Nekrologe; selten wird sich finden, daß eine problematische Natur mit Gründlichkeit und Billigkeit dargestellt worden ist."

Unbilliger als Herbert ist kaum je Einer behandelt worden. Den Gegnern war er ein Grobian, ein eben so barscher wie unwissender Machterstreber. Die Freunde lobten ihn halb mit Erbarmen und fragten, wenn sie unbelauscht waren, ob er wohl fähig sein würde, ohne väterlichen Rath die Rolle eines Ministers zu spielen, — fähig, zu leisten, was die Marschall und Köller, Hammerstein und Möller ohne Hilfe vermochten. Einer nur kannte ihn ganz genau: sein Vater. Vor elf Jahren, am Tage der Reichstagswahl, sprach er lange zu mir über den Sohn, der wieder um ein Mandat warb. Zärtlich, doch ohne die kleinste Illusion. Für sein Werk erwartete er nichts von ihm. Nicht etwa, weil er Herberts Talente gering schätzte; er schätzte sie hoch. Aber der Erbe war in

seiner Rechnung kein Faktor mehr. „Er ist ganz anders als ich. Ein Stadtkind; früh verwöhnt und leicht verstimmt; himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt. Dabei hat er sein Leben lang mehr gearbeitet als ich und ich wüßte keinen tüchtigeren Diplomaten unter unseren jüngeren Leuten. Aber wo ich verachte, haßt er; ein sehr anständiges Gefühl; nur hält solche Hitze nicht immer lange vor. Fällt er heute durch, dann treibt der dépit ihn wahrscheinlich für eine Weile nach England, wo er schließlich nichts Anderes zu thun hat, als sich dreimal an jedem Tag umzuziehen. Nur deshalb wünsche auch ich seine Wahl; sonst..." In diesen Stunden sagte der Fürst auch, er habe nie daran gedacht, seinen Aeltesten dem Reich als Kanzler aufdrängen zu wollen, ihm nicht einmal gewünscht, daß ers werde. Nur ein Esel könne sich einbilden, solches Amt sei zu vererben. „Bei uns kommts ja viel weniger auf den Kanzler als auf den Kaiser an; und daß ich geglaubt hätte, den immer schon schwierigen Herbert mit unserem Herrn auf die Dauer zusammenspannen zu können, sollte man mir eigentlich nicht zutrauen. Boetticher, sagt man mir, hatte die Idee, mit Herbert weiterzuwirthschaften; nach der Inventuraufnahme konnte die Firma ja dann geändert werden." Ein paar Wochen danach hatte der Vertreter des Wahlkreises Jerichow zum ersten Mal im Reichstag geredet. Für die caprivische Militärvorlage, die er vergebens im Sinn der ersten wilhelminischen Epoche umzugestalten gestrebt hatte. Er zeigte, wie weit der Caprivismus sich von allen Traditionen der größten Zeitdeutscher Geschichte entfernt habe, rieth, auf diesem Wege nicht weiterzuschreiten, stimmte schließlich aber mit den Konservativen, weil er die Verantwortung für das Chaos nicht tragen wollte, das nach einer zweiten Ablehnung zu fürchten war. Freisinnige und Sozialdemokraten hatten ihn laut gehöhnt, geschimpft, durch Gebrüll einzuschüchtern gesucht. Das war nicht gelungen. Gegen Abend hatte Herr von Kardorff an die ängstliche Fürstin telegraphirt: „Herbert hat sehr gut abgeschnitten." Aus der Zeitung war aber zu merken, welche Wuth ihn umheult hatte. Nach Zehn kam er selbst, recta vom Reichstag, ins Sachsenwaldhaus; noch ganz heiß von der Schlacht. „Laß Dich mal ansehen", hieß es. „Dein Rock hat ja kein einziges Loch! So schlimm kanns nicht gewesen sein. Ich dachte mindestens, sie hätten Dir die Kleider vom Leibe gerissen." Kein Wort über Herberts Abstimmung. Trotzdem der Vater vorher gesagt hatte, als Abgeordneter hätte er sich nicht gescheut, im Nothfall ganz allein, in Uniform, gegen das Gesetz zu stimmen. Jeder mündige Wille wurde in diesem Haus respektirt. Aber auch damals war deutlich zu fühlen, wie verschieden, nicht nur an Intuition und Intelligenz, die Beiden waren, die einander so innig liebten. Sechs Monate später. Der Kaiser hat dem vor vier Jahren

ungnädig Entlassenen eine Flasche Rheinwein geschickt und ihn im Lauf zweier Tage zweimal zum militärischen Jubelfest nach Berlin geladen. Auf die erste Nachricht eilt Herbert nach Friedrichsruh. Die Aufregung könnte dem Vater schaden; die Reise im Winter, die Unruhe hauptstädtischen und höfischen Treibens, die Wucht der Erinnerungen; auch schien der Besuch geeignet, eine leidige Wahrheit, die nackt gesehen werden sollte, zu übertünchen. „Willst Du denn wirklich . . .“ „Der Kork ist aus der Flasche; jetzt heißts, trinken.“ Der Fürst hatte nicht eine Sekunde gezögert. Die ehrerbietigste Absage hätte ihn ins Unrecht gesetzt; seht, hätte nicht nur die Bosheit geraunt, seht: der Kaiser streckt ihm die Hand entgegen, will wieder seinen Rath und wird von dem Eigensinnigen abgewiesen! Otto Bismarck wußte, daß nicht sein Rath, sondern seine Anwesenheit gewünscht werde, und sagte richtig voraus, über politische Dinge werde kein Wörtchen fallen. So wars denn auch. Im Schloß wurden viele Ballgeschichten erzählt. Im Reich hatte sich nichts verändert. Nur Herbert mußte wieder dran glauben. Der, hieß es, hat auf dem Bahnsteig die Hand des Kaisers geküßt und Thränen vergossen. Der will um jeden Preis wieder ins Amt.

Wollte ers wirklich? Sechs Tage nach diesem „Versöhnungfest“ schrieb er mir: „Ich kann immer nur persönlich befriedigt bleiben, daß ich bei Zeiten privatim wurde und keinerlei Verantwortung für all das Unheil trage, das über uns kommen wird . . . Für mich heißt es: Ne bis in idem!“ Und er hat nie lügen gelernt. Ich bin überzeugt, daß er, so lieb ihm die Arbeit des Diplomaten war, sich niemals in die Wilhelmstraße zurücksehnte. Botschafter in London: Das hätte ihm behagt. Da hatte er Verwandte und Freunde, da, auf der Stätte seiner ersten Erfolge, im großartigen Stil britischer nobility, lebte er gern. Seine Vergangenheit sperrte ihm diesen Weg; er konnte nicht das Werkzeug einer Politik werden, die er, als Sohn seines Vaters, verdammen mußte.

Im Januar 1894 hätte er, aus Sorge für den überschwänglich geliebten Vater, die Steinbergerflasche am Liebsten schnell wieder zugekorkt. Kurz vorher aber hatte die Hoffnung, dem gekränkten Vater eine Freude zu schaffen, ihn zu einem Schritt verleitet, an den er später nicht gern mehr dachte. Von Höflingen wurde ihm zugetragen, der Kaiser lechze nach der Gelegenheit, die ihm erlaube, ohne seiner Würde Etwas zu vergeben, den in stürmischen Märztagen abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Wie aber könne ers, wenn der Vater grollend im Wald sitzt und der Sohn den Hof wie das Fegfeuer meidet? Sobald er Herbert sehe, werde Alles in Ordnung sein. Zureden half. Graf Bismarck ging zur Cour (oder wie die Sache heißt) und ließ sich vom Oberhofmarschall auf einen Platz stellen, wo der Kaiser ihn gar nicht übersehen könne.

Da wartete er; wohl nicht in behaglichster Stimmung. Der Monarch kam, sprach, wenige Schritte vor Herberts Platz, Herrn Alexander Meyer an, — und kehrte dann um, ohne seinen ersten Staatssekretär auch nur, wie ers gern thut, mit winkender Hand zu grüßen. Er soll, als er in den Mienen ringsum Enttäuschung las, gesagt haben: „Dann wende ich mich schon lieber direkt an den Alten"; und schickte am nächsten Tag seinen Flügeladjutanten Moltke nach Friedrichsruh. Dem Grafen Bismarck aber wurde von der Höflingschaar nachgezischelt, er habe sich vergebens ans Licht gedrängt. Die Presse bespöttelte ihn, wie einen geprellten Gunstjäger. Der konnte ers nun einmal nicht recht machen. Bald sollte er wie ein Rohrspatz, nur lauter noch, auf alles Regirende schimpfen, bald zur tiefsten Demüthigung bereit sein, die ihm ein Aemtchen eintragen könne. Drei Jahre nach der Schloßvisite strich ihn Wilhelm der Zweite von der Liste der zu Wedel-Piesdorf geladenen Hochzeitgäste; unter achtzig Menschen durfte der Eine nicht sein, trotzdem er den Bräutigam Vetter nannte. Wieder war Spott sein Tafeltheil. Und wieder ließ er sich, als die erste Hitze verraucht war, sacht sänftigen und ward seitdem manchmal noch im Weißen Saal gesehen.

Otto Bismarck pflegte die Erörterung der Frage, ob er ins Kanzleramt zurückkehren werde, mit dem Satz abzuschneiden, er habe nicht die Gewohnheit, Häuser, aus denen er einmal weggejagt worden sei, wieder zu betreten. „Mehr wie rausgeschmissen kann man ja nicht werden; aber in meinem Alter ist das Ruhebedürfniß stärker als die Neugier." Dem Sohn hätte er die Rückkehr in den Staatsdienst nicht verdacht, hätte sie dem nicht zum Landwirth Geborenen, dem, trotz Familie und Gutsverwaltung, manche leere Stunde blieb, gern gegönnt. Gern? Einst sprach er von dieser Möglichkeit. Für ihn werde es immer ein onus sein. Wenn der Name wieder auf dem Schild stehe, sei er mitverantwortlich und im Verdacht, dem Sohn als Souffleur zu dienen. Wie er sich auch wehren möchte, man würde sagen: Du hast Deine Hand im Spiel! Das könnte unter den heutigen Verhältnissen sehr lästig werden. Da er in trüber Stimmung war, erzählte ich die nette Geschichte vom alten Dumas, der, als er von allen Seiten gefragt wurde, ob er denn wirklich gar nichts für das merkwürdig gute Erstlingstück seines Sohnes gethan habe, nach hundertfacher Verneinung in lachender Wuth endlich rief: J'ai fait l'auteur, parbleu! Das heiterte den Großen auf. Ja, meinte er, ungefähr so würde mirs auch gehen; und diesen Theil meiner Mitwirkung könnte ich als ehrlicher Mann nicht abzuleugnen versuchen. Den zweiten Fürsten Bismarck hätte schon der Gedanke, da, wo ihm nach seinem Empfinden Kränkung angethan worden war, könne sein Sohn wieder in den Dienst treten, um den Schlaf gebracht. Er hätte die Verwirrung des Gefühls gefürchtet; der Vater erwog nur die Wirkung.

Der Vater nahm die Dinge einfach, wie das Erleben sie ihm bot, und suchte sie, nach geduldiger Prüfung, zum Besten zu wenden. Alles Unnatürliche war ihm ein Gräuel. Und unnatürlich wäre er selbst sich erschienen, wenn er seinen Sohn, nur weil er sein Sohn war, nicht zum Gehilfen erwählt hätte. Herbert hatte an allen Höfen gute Figur gemacht; als er von London nach Petersburg versetzt wurde, sah Lord Granville den Botschaftrath ungern scheiden und schrieb ihm, wie hoch er ihn schätzen gelernt habe. Der Brief wurde, wie andere wichtige Urtheile über die im diplomatischen Reichsdienst stehenden Herren, dem alten Kaiser vorgelegt, der ihn am neunten März 1884 dem Kanzler mit den Worten zurücksandte: „Das Billet von Granville ist für Ihr Vaterherz gewiß äußerst genugthuend und gratulire ich zu diesem kompetenten Urtheil über seine Fähigkeiten... Ich wundere mich daher, daß Sie mir Ihren Sohn unter den mir durch Graf Hatzfeld genannten Kandidaten für Karlsruhe vorschlagen ließen. Ich sollte glauben, er würde in Petersburg viel größere Dienste leisten können als in Karlsruhe, wo der Gesichtskreis sehr gering gegen Petersburg erscheint. Ihr dankbarer Wilhelm." Bismarck antwortete ganz aufrichtig, sein „Hintergedanke" sei, den Sohn zur „Assistenz in den ministeriellen Geschäften heranzuziehen"; deshalb wünsche er ihm den Gesandtenrang. „Dadurch, daß ich ihn Jahre lang als vertrauten Sekretär in den wichtigsten Geschäften benutzt habe, ist er, eben so wie durch seine im Ausland angeknüpften persönlichen Beziehungen, für die Mitwirkung in der Centralstelle besonders gut vorbereitet". Ohne Umschweife. Der Kanzler will nicht „einen Einschub, für den man bei mir persönliche und nicht sachliche Gründe suchen könnte"; aber er glaubt, mit der Hilfe seines Sohnes die Arbeit leichter bewältigen zu können, und möchte ihn deshalb bei sich haben. Er ist fast Siebenzig, hat Arnims Verrath erlebt, sieht den klugen Staatssekretär Paul Hatzfeldt in allzu intimem Verkehr mit der englischen Gesellschaft der Kronprinzessin und wünscht sich endlich einen unbedingt zuverlässigen Helfer, dem er, ohne Indiskretionen fürchten zu müssen, das Geheimste anvertrauen kann. Der König ist einverstanden. Herbert geht von der Newa als Gesandter in den Haag, kommt als Unterstaatssekretär nach Berlin und wird im Frühling 1886 zum Staatssekretär im Auswärtigen Amt ernannt. Der Inhaber dieses Amtes darf nach der Reichsverfassung niemehr sein als der Erste Vortragende Rath des Kanzlers, dessen Hauptgeschäft immer die Leitung der internationalen Politik bleibt; konnte unter Bismarck niemals ein Marschall oder Bülow werden. Und weil er den Sohn vor der üblichen Zeit auf diesen undankbaren Posten rief, wurde der Vater des schamlosesten Nepotismus beschuldigt. Dahinter lauerte die Ver-

dächtigung, der Sohn solle, um dem Vater nicht länger auf der Tasche zu liegen, früh bene auf Reichskosten leben. Glaubt im Ernst Jemand, ein Staatssekretär, der Diplomatendiners im bismärckischen Stil giebt, könne von seinem Gehalt Etwas ersparen, könne auch nur ohne Zuschuß auskommen? Otto Bismarck war, wie der alte Wilhelm, wie Moltke und Andere aus der Zeit schwerer Noth, in manchen Geldsachen ein Bischen genau; dem Amt aber hat er, vor und nach den Dotationen, auch materielle Opfer gebracht. Kein Jahr verging, in dem er für sich und den ältesten Sohn nicht mindestens hunderttausend Mark aus Eigenem hergab. Und als er fort war, wurde der Kanzlersold fast aufs Doppelte erhöht. Seit 86 aber wurde er von der Demokratie ungefähr wie Schillers Präsident dargestellt, der zu seinem Ferdinand spricht: „Wo zehn Andere mit aller Anstrengung nicht hinaufklimmen, wirst Du spielend, im Schlafe, gehoben." Und der Sohn, der dem Vater treuer anhing als je einem aus Erde Gefügten, mußte ein Hohlkopf sein, eine Null, eine leere Menschenhülse, die auf der Welle tanzt. Sonst fehlte dem Jahrmarktslied ja der Kehrreim.

Heute lachen wir drüber; kreischen bei dem Gedanken, Bismarcks Sohn habe den Stuhl nicht gefüllt, auf dem jetzt irgend ein Richthofen thront. Doch für Herbert wars hart, ringsum Mißtrauen, Hohn und Haß zu fühlen. Vielleicht wuchsen ihm damals, als Schutzwehr einer dünnen Epidermis, die Borsten, über die so oftgeklagt worden ist. Weiche Seelen, die sich mit Strenge waffnen, scheinen leicht rauh. Er soll im Amt oft schroff gewesen sein. Nichts von dem Epenhumor des Vaters, der, wenn er wollte, auch lächelnd zu strafen wußte. Der, als Bayerns Vertreter einst darauf bestanden hatte, unterm Diplomatencorps, nicht bei den zum Bundesrath Bevollmächtigten, seinen Platz zu nehmen, diese Partikularistenschrulle nicht zum staatsrechtlichen Konflikt aufblies, sondern den werthen Herrn bei der nächsten Begegnung französisch, wie einen fremden Gesandten, ansprach und damit jeder Wiederholung solcher Wunderlichkeit vorbeugte. Herbert hatte wohl stets das Gefühl, für Haupt und Leben zu fechten; und die quälende Furcht, etwa dem Vater gar Aerger zu schaffen. In Dessen Hand das brauchbarste Instrument zu sein, war sein höchster Ehrgeiz. War ers? Nach dem Juni 1888 hat er sich schlimm verrechnet. Er war des Kaisers, der ihn Freund genannt hatte, gewiß und hielt all die edlen Seelen, die ihn umscharwenzelten, für mythenhaft zuverlässig. Und da der Vater, wenn er gewarnt, wenn ihm ein häßliches Sympton gezeigt wurde, leis nur die feine Hand hob und sagte: „An mich kommen diese Dinge nicht", wars Beiden die jäheste Ueberraschung, als eines Tages die Lucanus und Hahnke so unsanft zur Räumung der Dienstwohnung drängten. Ob Herbert mitgehen würde? „Mein

Sohn ist mündig „Ich stehe und falle mit meinem Vater.“ Ihm zu dienen, für ihn zu leiden, war schönste Pflicht. Ein von politischer Leidenschaft Gespornter hätte vielleicht weiterzuwirken versucht, wäre geblieben und hätte vom Werk des Vaters gerettet, was noch zu retten war. Ein Hoffnungsloser hätte, auf dem von der Verfassung gewiesenen Weg, offenen Widerstand gewagt. Herbert schwankte. Fragte nicht: Wie würde unter diesen bestimmten Umständen der Vater handeln? Sondern: Was könnte dem Vater jetzt angenehm, was unangenehm sein? Auch: Was hat der Vater zuletzt über diese Sache gedacht? Denn der Vater hatte immer Recht. Das zu beweisen, war in den letzten Lebensjahren Herberts liebste Aufgabe. Weh Jedem, der an Otto Bismarck ein Mal untitanischer Menschlichkeit fand! Der Grenzen suchte, den Genius an seines Wachsthums Zeit binden wollte! Wie eine zärtliche Witwe die feurigste Feierrede noch immer nicht des Beweinten würdig dünkt, so fand Herbert Bismarck das Wesen Ottos nicht nach Verdienst geschätzt, wenn irgendwo noch ein Zweifel blieb, ob der Blick des Großen auch nie getrübt worden sei. Hätte Einer laut von dem ersten Kanzler gesagt, er habe oft „mit unzulänglichen Kräften gegen divergirende und wechselnde Zeitströmungen gekämpft“: das Kindgefühl des Erben wäre dadurch im Innersten verletzt worden. Und doch hatte der Große selbst diese Worte unter das Bild seines Handelns geschrieben. Nihil humani a me alienum puto: des Vaters bescheiden stolze Devise. Der Wappenspruch des Sohnes war das horazische Arceo. Daß er den Pöbel hasse, mochte er nicht auf jedem Briefsiegel gestehen; die Menge aber sollte ihm fern bleiben. Dem Sohn des volksthümlichsten Genies, das dröhnend je durch Germaniens Geschicke schritt.

Dem Sohn seiner Mutter. Der schöne, hochgewachsene Mann mit dem blau strahlenden Blick des Einzigen hatte das Temperament, den empfindsamen Wesenston, die Nerven Johannas von Puttkamer, der schmächtigen Riesenbraut, die dem angetrauten Riesen nur Riesen gebar. Ihr Talent, sich an allen erdenklichen Dingen zu ärgern, ihre Erregbarkeit, den raschen Wechsel der Stimmung zu Lust und Leid. Auch ihre im hohen Alter noch mädchenhafte Hingebung und den Drang, Alles in Einem, in der Spiegelung eines Auges zu sehen und wie ein weicher Teppich dem Einen sich unter die Füße zu spreiten. Mutter und Sohn liebten heute und haßten morgen; stets innig vereint. Doch die Mutter schaltete am warmem Herd und der Sohn sollte sich auf dem Markt mit buntem Gesindel balgen. Da reicht heftiges Gefühl nicht aus. Da ist unbeirrbare Willenskraft nöthig. Und der dem Hause Bismarck zugemessene Theil dieser Kraft war für die Wundermischung des Vaters verbraucht. Den Kindern blieb nur die Wahl, in der der Lebenslust frohsinnlich zu genießen oder vom ungeheuren Widerstreit zwischen Wunsch und Kraft das Leben ohne Genuß verzehren zu lassen.

Pubertät und Genie.

Ich glaube, Sergi ist unter allen unbarmherzigen Kritikern meiner Theorie von „Genie und Wahnsinn" der einzige, der eine wirklich arge Lücke darin entdeckt hat; er warf mir nämlich vor, ich hätte wohl das Wesen des Genies beleuchtet und vielleicht den Schlüssel zu seinem Verständniß geliefert, aber nicht begreiflich gemacht, wie die mannichfachen Spielarten des Genies entstanden. Die genialen Nationen, meint Sergi, seien nicht etwa im Wesen durch ihre Abweichungen von einander verschieden. Ob Einer ein genialer Maler, Heerführer oder Mathematiker sei: Das bedeute keinen Unterschied im Wesen des Genies; denn ihnen Allen sei das explosive Schaffen, das Unbekannte der Konzeption, das Kommen und Schwinden des großen Könnens, die unerhörte Neuheit gemeinsam. Aber das ihrer Natur Gemeinsame erkläre den Grund ihrer Verschiedenartigkeit noch nicht. Wasser und Eis seien in ihrer Bildung aus Atomen und im Aufbau ihrer Moleküle gleich; doch damit dieses Gleiche einmal wie Wasser und einmal wie Eis aussehe, müsse noch eine besondere Bedingung hinzukommen, nämlich (wie bekannt) der Wärmefaktor. Wie läßt sich also die bunte Mannichfaltigkeit des Genies erklären? Warum wird das eine im Sinn künstlerischer, etwa malerischer Begabung bestimmt, das zweite auf das Feld der Geschichtschreibung, der Alterthumsforschung, auf viele andere Gebiete gedrängt? Diese Frage ist für mich neu.

Viele erklären sich die Verschiedenheit aus der Vererbung. Daß Männer wie Darwin, Musset, Raffael, Bach, Bernoulli als Enkel malender, rechnender, dichtender, naturbeobachtender Vorfahren zur Welt und zum Wachsthum gekommen sind, zeigt, wie wichtig es ist, wenn zur Anlage, zur erblichen Uebertragung besonderer Tendenzen noch der Einfluß der Umwelt kommt, der, mit den atavistischen Trieben, das Individuum zum Streben nach den ihm angemessenen Zielen drängt. Das scheint nirgends mächtiger zu wirken als auf dem Gebiet musikalischer Begabung; vielleicht wirkt hier der Einfluß der Umgebung schon besonders früh, denn wir wissen seit Garbinis Untersuchungen an kleinen Kindern, daß diese schon vom fünfzehnten Monat an die Töne der chromatischen Tonleiter zu unterscheiden beginnen. So waren von Rossis Vorfahren nicht nur der Vater und der Großvater, sondern auch Vater und Großvater des Großvaters Musiker; das Kind wuchs, wie Mozart, in eine Atmosphäre von Musik und Religion auf. Wagner hatte schon seit zwei Generationen Meister der Kunst in der Familie; sein Großvater war ein hochgebildeter Mann; sein Vater zwar Jurist, aber ein leidenschaftlicher Freund der dramatischen Kunst; der Stiefvater, der ihn später beeinflußte, war Ludwig

Geyer, ein Schauspieler. Der Onkel war ein begabter Theaterdichter und entwickelte als gelehrter Kunsttheoretiker in einigen Monographien schon Ideen, die den späteren Kunstlehren des Neffen ähnelten. Auch Geyers Geschwister lebten für das Theater. Wagner hat sich zwar Anfangs der Malerei gewidmet und sie in der Jugend eifrig betrieben, ist aber dann der größte Dramatiker und Musiker seiner Zeit geworden.

Raffael stammte aus einer Familie von Bildhauern und Malern; sein Vater, ein Dichter und Maler, gab ihm den ersten Malunterricht. Stuart Mill scheint von seinem Vater, außer seiner klassischen Bildung, eine Passion für Volkswirthschaftlehre ererbt zu haben; das große Werk des Vaters, die Geschichte Indiens, in dem die wirthschaftlichen Verhältnisse eine so große Rolle spielen, hat den Sohn, als er zwölf Jahre alt war, inspirirt.

Aber solche Fälle der Anregung, besonders bei wissenschaftlicher Begabung, stellen sich doch bei genauerer Untersuchung nicht als das Gewöhnliche heraus; die Regel ist das Fehlen bestimmter ererbter Anlagen beim Genie; öfter kommt eine dem Erbgang widersprechende Unähnlichkeit der Veranlagung vor, wie man sie ja auch bei den Durchschnittsmenschen findet: denn die Söhne der Geizhälse sind meist Verschwender, die tapferer Männer Feiglinge und Männer der That haben nicht selten träge Kinder. So hat Poes zerrütteter Genius vielleicht eine direkte Beziehung zu seinem eigenen Alkoholismus und zu dem seiner Verwandten, eine umgekehrte zum Puritanismus des Obersten Poe, der eben so streng war wie sein Neffe lüderlich.

Ich kenne den Sohn eines großen italienischen Augenarztes, der alle Anlagen und Gründe hatte, dem Vater in dem selben Beruf nachzustreben; er wurde aber ein bedeutender Ohrenarzt, weil er eine unwiderstehliche Abneigung gegen die herrliche Okulistik hatte. In solchen Fällen scheint eine gewisse Sättigung — ich möchte fast sagen: Uebersättigung — einzutreten, so daß auf die Söhne nichts übergeht als eine Indigestion durch die geistige Nahrung des Vaters. E. Th. A. Hoffmann, der launischste aller Menschen, war der Sohn einer ganz für Konvention und Etikette lebenden Mutter; und viele Dichter und Künstler stammen von Händlern, Kaufleuten, Notaren und Advokaten, die von Kunst und Idealismus nichts hören wollten.

Einen großen Einfluß auf die Richtung, die das Genie einschlägt, haben auch die wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse, die das Leben besonders in seiner ersten Zeit umgeben und die man gewöhnlich als Milieu bezeichnet. Es ist begreiflich, daß ein so beständig in Krieg verwickeltes Land wie Piemont in den ersten Perioden seiner Geschichte keinen Dichter oder Künstler hervorgebracht hat; kam dort ein Genie zur Welt, so blieb es unbekannt, wenn es nicht gerade zum Heerführer geboren war. Und nicht minder begreiflich ist, daß ein Land wie Spanien, wo Freidenker auf den Scheiterhaufen kamen,

keine Naturforscher, sondern lauter Theologen und Maler hervorgebracht hat. Begreiflich, daß in Italien, wo es so viele Verbrecher und Prozeßlustige giebt, so viele geniale Advokaten und Strafrechtstheoretiker aufgetreten sind, wie Beccaria, Romagnosi, Ferri, Garofalo und Andere. Deshalb giebt es auch unter den Juden, die besonders für den Handel begabt sind, so viele bedeutende Theoretiker des Wirthschaftlebens; ich nenne nur Marx, Ricardo, Lassalle, Loria, Luzzati. Ricardo ist sicher nicht von seinem Vater angeregt worden und kann überhaupt nicht als ein erblich für seine genialen Leistungen veranlagter Mann gelten; doch gewiß hat seine praktische Betheiligung an den Geschäften und Spekulationen seines Vaters, eines holländischen Bankiers, ihn von der Praxis aus zur Untersuchung der Wirthschaftgesetze geführt; dadurch wird begreiflich, daß er Irrthümer bloßer Theoretiker aufgeklärt hat. Seinen Schriften ist die Herkunft aus der Praxis anzumerken, die ihm so wichtige Vorgänge wie die Geldkrisis von 1800 vor Augen führte.

Man darf aber bei Alledem nicht vergessen, daß manchmal gerade der Mangel günstiger Verhältnisse als der Reiz wirkt, der das Genie zur Erscheinung bringt und seine Bethätigung anregt; so hätten wir ohne den Zwang materieller Noth heute weder die Lustspiele Goldonis noch die Romane der George Sand. Die Geschichte genialer Menschen hat ja öfter von ungünstigen als von günstigen äußeren Bedingungen zu berichten. So waren Boileau, Lesage, Descartes, Racine, La Fontaine, Goldoni gezwungen, die Kunst neben der Juristerei oder Theologie zu pflegen. Aus Poisson wollten seine Eltern einen Landarzt machen, aus Boerhaave einen Priester, aus Lalande und Lacordaire Advokaten, aus Vauclin einen Arzt, aus Herschel einen Musikanten. Bei Cellini war es schon abgemacht, daß er Flötenspieler und nicht Bildhauer werden sollte. Michelangelos Vater wollte, daß sein Sohn nicht ein Bilderschmierer werde, wie er sich ausdrückte, sondern ein Gelehrter, ein klassischer Philologe. Als ein großer Bildhauer die Neigungen und die ersten Versuche Michelangelos sah und dem Vater zuredete, den Sohn in seine Werkstatt zu geben, ließ der Alte sich dafür von dem Bildhauer bezahlen und forderte eine in jedem Jahr wachsende Summe als Entgelt.

Der Vater Hektors Berlioz war ein hervorragender Arzt, dem wir sehr werthvolle medizinische Untersuchungen verdanken; er hoffte, in seinem Sohn einen Nachfolger zu finden, und erzog ihn in Hinblick auf dieses Ziel; der Sohn überwand aus Liebe zum Vater und in Berührung mit bedeutenden Medizinern, wie Gall und Amassat, den anfänglichen Widerwillen gegen den Aufenthalt im Sezirsaal; als er aber mit siebenzehn Jahren eine Oper Salieris (die „Danaiden") gehört hatte, kehrte er der Medizin gänzlich den Rücken und wurde Komponist. Aehnlich wars mit der medizinischen Laufbahn Flauberts.

In Galileis Aszendenz finden wir eine große Zahl von Philosophen,

Lehrern und Gelehrten, deren Reihe sich bis 1538 zurückverfolgen läßt. Auch sein Vater Vincenzo war vielfach begabt, originell in der Musik, tüchtig in der Mathematik und zugleich ein guter Kaufmann; auch ein Bruder Galileis, Benedetto, hatte als Musiker einen guten Ruf. Beide Söhne hatte der Vater in der Musik unterrichtet; die Vererbung der musikalischen Anlage hatte offenbar keine direkte Bedeutung und wenig oder gar keine hatte auch die Erziehung, die auf die Rhetorik, überhaupt auf klassische Studien vorbereiten sollte — nur die Humanisten hatten damals Ansehen —, und selbst die Medizin, die noch ganz Theorie und ohne jede experimentelle Grundlage war, konnte den jungen Galilei nicht fördern. Man sieht also, daß die Bedingungen und Ursachen, so weit sie auf Erblichkeit und Milieu zu beziehen sind, entweder fehlen oder mit einander im Widerspruch stehen oder wenigstens zur Begründung nicht ausreichen.

Für das Verständniß der besonderen Artung genialer Organisation wird auch wichtig sein, festzustellen, ob bei ihr visives oder akustisches Auffassungvermögen vorwiegt, die Phantasie mehr oder weniger lebhaft entwickelt, wie schnell die Wahrnehmung ist, und manches Andere. Diese Dinge haben wir durch die graphologische Beobachtung am Genie in der klaren, ruhigen Schrift der Chemiker und Mathematiker und in der krausen, eiligen Schrift Derer kennen gelernt, bei denen das phantastische Element in den Vordergrund tritt.

Diese Verhältnisse haben sicher eine gewaltige Bedeutung für die Richtung des Genies im Allgemeinen und noch mehr für Nuancirung und Aussehen seiner Werke. So verdankt Victor Hugo seinen glänzenden Stil dem außerordentlichen Ueberwiegen der visiven Sphäre, dem Umstande, daß er ein vollkommener Augenmensch war. Das Selbe kann man von den leuchtenden Bildern Segantinis sagen, der, da er als vierjähriges Kind in einen Fluß fiel, nichts sah als das glänzende Wasser und das Mühlrad. In Zolas Werken tritt das Vorwiegen der Riechsphäre hervor. Bei Helmholtz, der die musikalischen Töne aus dem Tosen des Niagarafalles heraushörte, das der Hörcentren, das bei der Wahl und Durchführung seiner merkwürdigen akustischen Untersuchungen eine große Rolle gespielt haben muß.

Nun gibt es aber auch Genies, bei denen — Leopardi ist ein Beispiel — die Intensität der gesamten eigentlichen Sinnesempfindung abgestumpft oder wenigstens herabgesetzt erscheint und die ihre Stärke auf abstraktem oder meditativem Gebiete zeigen. Die Grenzen der Genialität dehnen sich also zu weit, als daß es für eine ursächliche Erklärung auf eine solche Einzelheit allein ankäme. Nur darf man ihre relative Bedeutung im einzelnen Fall nicht verkennen. Leichtes optisches Auffassungvermögen, starkes optisches Gedächtniß wird in vielen Fällen für die Entwickelung eines Genies wichtig werden; ein Augenmensch kann Bildhauer, Dichter, Histologe, Statistiker, sogar Rechenkünstler werden, wenn er im Geist seine Ziffern neben einander aufgeschrieben

sieht. Man mag dieses Verhältniß manchmal zur Erklärung heranziehen; als eigentliche Ursache der Verschiedenartigkeit der Genies kann es aber nicht gelten.

Woran liegt es nun in letzter Instanz, wenn der einzelne geniale Kopf sich seine bestimmte Lebensaufgabe mit solcher Sicherheit, allen Schwierigkeiten und Hindernissen zum Trotz, aus der unübersehbaren Zahl der Kulturprobleme herausholt?

Wenn man die Lebensgeschichte bedeutender Männer, so weit sie verbürgt ist, nachprüft, stößt man oft auf den folgenden interessanten Sachverhalt. Ein in einer bestimmten Richtung veranlagtes Gehirn empfängt irgendwann einen Sinneseindruck oder eine Reihe solcher Eindrücke, die in starker Erregung aufgenommen werden und sich der besonderen Begabung deshalb tief einprägen. Dieses Zusammentreffen kann der Ausgangspunkt einer genialen Gedankenkette oder Bethätigung werden, wenn — Das ist das Wesentliche — diese Episode sich zur Pubertätzeit oder wenigstens in den der Pubertätzeit nächsten Lebensjahren, also kurz vorher oder nachher, abspielt. Zweifelhaft erscheint dabei, ob die Erregung durch den Sinneseindruck selbst ausgelöst werden muß oder ob auch irgend eine andersartig erzeugte oder etwa schon vorhandene entsprechende Erregung sich wirksam erweisen kann. Gleichgiltig ist dagegen, ob das Individuum sich seiner besonderen Anlage schon bewußt ist oder nicht. Ein paar Beispiele sollen diesen Satz erläutern.

Als Segantini in der Besserunganstalt (die sich ja kaum vom Gefängniß unterscheidet) lebte, trugen die Wände zwar Proben seiner künstlerischen Begabung; aber seine Vorgesetzten hatten in ihrer Weisheit nur daran gedacht, einen Schuster aus ihm zu machen. Hätten sie ihn gelobt und ermuthigt, so wäre ein genialer Schuster aus ihm geworden, von dem Niemand gehört hätte. Nun aber flüchtete er aus der Anstalt in seine heimathlichen Berge, wo er als Hirt zum Zeitvertreib Senner und Alpenvieh skizzirte, ohne auf diese Versuche Werth zu legen. Da er als zwölfjähriger Knabe aber ein kleines Mädchen sterben sah und die Mutter darüber klagen hörte, daß sie die lieben Züge der Kleinen nicht mehr sehen werde, fühlt er plötzlich den Drang, das Bild des Kindes zu malen: und von diesem Tage an wurde er der große Segantini. Der während der Pubertätzeit empfangene moralische Eindruck machte den genialen Augenmenschen zum Maler. Auch John Stuart Mill war zwölf Jahre alt, als die „Geschichte Indiens“, die sein Vater geschrieben hatte, ihn zu genialem Schaffen prädisponirte. Den Advokatensohn Arago, der sich früh mit Musik und klassischen Studien beschäftigt hatte, packte plötzlich eine große Vorliebe für Mathematik, als er einen Genieoffizier erzählen hörte, er habe bei seinem Austritt aus dem Polytechnikum, wo Mathematik gelehrt wurde, sofort seinen Dienstgrad erhalten. Dieses Wort fällt ins Hirn des Knaben. Er gibt die klassische Literatur auf, macht sich an das Studium der

Mathematik und ist als Sechzehnjähriger reif für das polytechnische Examen. Allerdings hatte er schon als Kind, unter dem Eindruck der spanischen Invasion, für alles Soldatenwesen geschwärmt. Thomas Young, der als zweijähriges Kind lesen konnte, als fünfjähriges viele englische und lateinische Gedichte auswendig wußte, traf im Alter von acht Jahren einen Feldmesser, der ihm seine Berufsinstrumente zeigte und erklärte. Um die Herstellung und Verwendung solcher Instrumente noch besser kennen zu lernen, stürzt der Kleine sich gierig auf ein Lehrbuch der Mechanik. Bald fertigt er sich selbst ein Mikroskop und lernt schließlich die Differentialrechnung.

Galilei hatte bis zum siebenzehnten Lebensjahr keine beträchtliche physikalische Entdeckung gemacht. Seine Neigung gehörte den exakten Wissenschaften; die Unklarheiten der Metaphysiker und Aerzte waren ihm verhaßt. Als er aber mit achtzehn Jahren im Dom von Pisa die gleichmäßigen Schwingungen der vom Wind bewegten Heiligen Lampe sah, kam ihm der Gedanke, ob man nicht durch besondere Konstruktion des Pendels die Zeit messen und mit Hilfe von genauen, gesetzmäßigen Kurven die größere oder geringere Frequenz des Pulses ermitteln könne. Der achtjährige Darwin, der schon eine ausgesprochene Vorliebe für Pflanzen- und Thiersammlungen hatte, erfand die Schnurre, er könne die Blüthen beliebig färben und brauche dazu nur die Pflanzen mit flüssigem Farbstoff zu bestreichen. Eine Knabenschnurre, — die aber zeigt, daß er schon in früher Jugend die Variabilität der Pflanzen beobachtet hatte. Der Keim der Idee, die sein ganzes Leben beherrschen sollte, steckt in dieser kindlichen Erdichtung. Er hatte damals die Beschreibung einer Weltreise gelesen und glaubt, der tiefe Eindruck, den dieses Buch auf ihn machte, habe die Reiselust, die Sehnsucht nach fernen Ländern in ihm geweckt. Die Schulerziehung, meint er selbst, sei ohne jede Wirkung auf sein Wesen geblieben. Aus Poisson wollten die Eltern einen Feldscher machen. Sie gaben ihn zu einem Onkel, der ihn zunächst Kohlblätteradern mit der Lancette punktiren ließ. Als das neunjährige Kind eines Tages dann den Lehrplan der Polytechnischen Schule fand und merkte, daß es einige der gestellten Aufgaben lösen könne, sie auch wirklich löste, war seine Laufbahn gefunden. Lafontaine war der Sohn eines Beamten, der unbedeutende Verse schrieb. Das Genie des Knaben enthüllte sich, als ihm Malherbes schöne Ode auf den Tod Heinrichs des Vierten in die Hände fiel. Damals wurde der Dichter in ihm geboren. Lagrange hatte kein großes Talent zum Literaturstudium. Sein mathematisches Genie offenbarte sich, als er im zweiten Jahr seiner Lyceumszeit Etwas von Halley las; bald danach war seine erste Arbeit (über die Variationen) fertig.

In all diesen Fällen schuf die Impression natürlich nicht das Genie, gab ihm aber die Gelegenheit zu bewußter Regung und wies ihm den Weg zu einem bestimmten Ziel, von dem Erziehung und Umwelt vielleicht weg-

drängten und das doch erreicht werden mußte, wenn das Genie nicht fruchtlos verdorren sollte. Herschel, der Musikschüler, hatte als Autodidakt Sprachen und Mathematik nothdürftig erlernt. Als er einundzwanzig Jahre alt war, sah er zufällig durch ein Teleskop das Himmelsgewölbe und beschloß, selbst ein noch besseres Fernrohr zu erfinden. Fünfzehn Jahre danach war sein großes Teleskop fertig. Der Jesuitenzögling Lalande schrieb als Kind Romane und Dramen, wollte dann Advokat werden und dachte an das Studium der Astronomie erst, als ein Forscher ihn zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß mitgenommen hatte. Boerhaave sollte und wollte Priester werden; ein Geschwür, das lange nicht von seiner Hand wich, bestimmte ihn, sich der Medizin zuzuwenden.

Gerade die Nachwirkung der in der Pubertätzeit empfangenen, vom Sensorischen ins Psychische übertragenen Eindrücke kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. So schreibt Guerrazzi: „Ich muß hier einen Vorgang erwähnen, der als eine Etappe in meiner Gehirnentwickelung betrachtet werden kann. Das Geschick wollte, daß mir eines Tages Ariosts Werke in die Hände fielen. Mein für alles Schöne von Natur so ungemein empfänglicher Geist, der so lange unter der Schulzucht der Mönche geschmachtet hatte, versenkt sich selig in die Wonnen Ariosts. Jeder sucht sein Paradies. Mein Paradies war Messer Ludovico. Beim Mittag- und Abendessen lag der ‚Roland' stets neben meinem Teller und der Vater mußte mir abends das Licht ausblasen und mich im Dunkel ins Bett schicken. Die Nachwelt wird meine Leistung richten. Leiste ich aber wirklich Etwas, so verdanke ichs nur dem göttlichen Ariost."

Oft wirkt der weibliche Reiz bestimmend. Dante sagt, die Begegnung mit Beatrice habe ihn in seiner ersten Jugend inspirirt. Burns, den die Lieder seiner Mutter und die Lecture angeregt hatten, schrieb sein erstes Gedicht, als er, ein fünfzehnjähriger Knabe, in ein junges Mädchen verliebt war. Bei Anderen wieder ersetzt die religiöse Schwärmerei die Erotik. Lacordaire schreibt nach der Einsegnung sein erstes Gedicht und Rapisardi dichtet mit dreizehn Jahren eine Ode an die Heilige Agathe. All diesen Vorgängen ist gemeinsam, daß sie sich in der Zeit der Pubertät abspielen. Starke Eindrücke erlebt der Mensch auch in anderen Lebensepochen; nie aber ist die Nachwirkung so gewaltig wie in dieser Periode der Unruhe und unbestimmten Irritabilität. Sie ist die Blüthezeit religiöser und erotischer Schwärmerei; nur allzu oft aber auch die Keimzeit des Verbrechens. Ueber diese merkwürdige Periode möchte ich deshalb hier noch ein Wort sagen.

Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß nach dem Eintritt und während des Verlaufes der Pubertät die Neigung zum Verbrechen rasch zunimmt. Das einfache Volk weiß es und bezeichnet bei uns in Italien mit dem Wort Omertà zugleich Mannbarkeit und Verbrecherthum. Der verbrecherische Trieb regt sich, als gelte es, eine Reifeprobe der Kraft zu be-

stehen, und wir werden manchmal daran erinnert, daß die Wilden die Manneswürde nur durch eine Blutthat erwerben konnten. Marro (La puberté chez l'homme et chez la femme) hat dieses Wiederaufflackern uralter Impulse an 900 sechs- bis zehnjährigen und an 3012 elf- bis achtzehnjährigen Schülern beobachtet. Er fand, wie auch Starbuck, die merkwürdigsten Pubertätserscheinungen: Kleptomanie, Verwirrung aller sittlichen Grundbegriffe, Melancholie, hypochondrische Angstzustände, Größen- und Verfolgungwahn, Zwangsvorstellungen aller Art. Ich selbst habe vierzig gebildete junge Leute dieses kritischen Alters untersucht und eine ungemein starke Tendenz zu triebhaftem Handeln, zu Diebstahl, Brandstiftung, krankhaftem Ehrgeiz, Halluzinationen und Größenwahn beobachtet. Sechzehn wußten mir nichts Besonderes aus ihrem Leben mitzutheilen. Sieben entsannen sich immerhin, zwischen dem achten und dem zwölften Lebensjahr von einem besonderen Dünkel gekitzelt worden zu sein; sie empfanden die soziale Lage ihrer Familie als unerträgliche Last und wollten die Republik San Marino oder eine von Jules Verne beschriebene Insel erobern. Fünf hatten Hausdiebstähle begangen, um Geld springen lassen und sich für die Kinder angesehener Leute ausgeben zu können. Fünf Andere litten an Verfolgungwahn und fürchteten, ins Heer gesteckt oder verhaftet zu werden. Drei bekannten wenigstens, mit acht Jahren im Haus flegelhaft und frech gewesen zu sein. Drei waren religiös überspannt und wollten Missionare oder Eremiten werden. Einer hatte an erotomanischen Vorstellungen gelitten und ein Anderer Selbstmord versucht. Bei diesen und ähnlichen Erscheinungen hat mans mit der allen Irrenärzten bekannten Pubertätpsychose zu thun. Sie zeigt sich in krankhaft übertriebenem Persönlichkeitgefühl, Großmannssucht, religiösen und erotischen Wahngebilden, in den verschiedenartigsten Tics und Erregungzuständen, denen völlige Erschöpfung folgt. Es ist, als tobe in dieser Zeit ein vitaler Strom von besonderer Macht durch den Geist, als peitsche ihn ein Sturm, der den Schwachen brechen, den Starken aber beflügeln und zu stolzen Höhen emportragen kann. Die Centralen psychischer Kraft, die bisher wenig zu thun hatten, sind nun in voller Arbeit. Und man begreift deshalb auch leicht, warum gerade in dieser Zeit ein empfangener Eindruck auf die Psyche wie eine Befruchtung auf den weiblichen Schoß wirken, warum er einem genialisch veranlagten Geist fürs ganze Leben die Richtung weisen, die Schaffenssphäre bestimmen kann.

Turin. Professor Cesare Lombroso.



Briefe.*)

An Otto Borchsenius.

Rom, am achtundzwanzigsten Januar 1882.

Herrn Otto Borchsenius.

Obgleich das „Dagblad“, wie ich sehe, es mir übelnimmt, daß ich Briefe nach Kopenhagen schreibe, so will ich doch die Beantwortung Ihrer freundlichen Zuschrift nicht aufschieben, die ich im vergangenen Herbst, während meines Aufenthaltes in Sorrent, zu empfangen die Ehre hatte.

Sie haben damals irgend ein kleines Gedicht aus meiner Feder für den Abdruck in „Ude og Hjemme“ (Draußen und Daheim) nebst einer Randzeichnung gewünscht und mich auf die Wochenschrift verwiesen, um daraus für das Format u. s. w. alles Nöthige zu ersehen. Ich habe jedoch in dem Blatt vergebens nach ähnlichen Beiträgen anderer Schriftsteller gesucht, die mir eine Anleitung für besagten Zweck hätten geben können, und habe mir deshalb gedacht, daß die Redaktion ihren Plan aus diesem oder jenem Grunde wieder aufgegeben habe. Deshalb habe ich Ihnen keinen Beitrag gesandt. Wünschen Sie gleichwohl einen solchen, so bitte ich um Mittheilung; er soll Ihnen dann unverzüglich zugehen. Aber etwas noch Ungedrucktes habe ich nicht zu bieten; es könnte nur die Abschrift von einem kleineren Gedichte meiner Sammlung sein, zum Beispiel: des Schlußgedichtes oder eines anderen, das der Zeichner vielleicht als zur Illustration geeigneter in Vorschlag brächte.

Gestatten Sie mir sodann, Ihnen bei dieser Gelegenheit für die wohlwollende und vorbildliche Besprechung meines neuen Schauspiels meinen besten und wärmsten Dank abzustatten. Sie haben mir mit der Rezension des Stückes einen wahren Freundschaftdienst geleistet, für den ich mich Ihnen stets verpflichtet fühlen werde. Inmitten all der leidenschaftlichen Entrüstung, die zu Hause, in Dänemark und Norwegen, rast oder doch gerast hat, war es mir außerordentlich wohlthuend, Ihr besonnenes und von Parteirücksichten unangefochtenes Urtheil über mein Stück („Gespenster“) zu lesen.

Es mag schon sein, daß dieses Schauspiel in mancher Hinsicht etwas gewagt ist. Aber ich hielt die Zeit für gekommen, da man etliche Grenzpfähle umstecken müsse. Und dies Geschäft war ja für mich als älteren Literaten weit leichter auszuführen als für die vielen jüngeren Schriftsteller, die etwas Aehnliches wünschen mochten.

---

*) In der zweiten Oktoberhälfte lassen die Herren Julius Elias und Halvdan Koht (bei Gyldendal in Kopenhagen und bei S. Fischer in Berlin) einen Band „Briefe von Henrik Ibsen mit Einleitung und Kommentar“ erscheinen. Herr Dr. Elias, dem wir die musterhafte Gesammtausgabe der Werke Ibsens verdanken, hatte die Güte, mir vier dieser bisher unveröffentlichten Briefe für die „Zukunft“ zur Verfügung zu stellen, wünscht aber nicht, daß sie nachgedruckt werden.

Daß ein Sturm sich wider mich erheben würde, darauf war ich vorbereitet. Aber Dergleichen kann man ja doch nicht aus dem Wege gehen. Das wäre feig gewesen.

Was mich am Meisten verstimmt hat, sind nicht die Angriffe, sondern die Hasenherzigkeit, die in den Reihen der sogenannten Liberalen oben in Norwegen zu Tage getreten ist. Diese Kerle sind eine schlechte Barrikadenbesatzung. Björnson ist für weitere Meinungäußerungen im norwegischen „Dagblad" der Platz verweigert worden und aus Alledem läßt sich für Den, der unsere Stellung einmal so recht gründlich prüft, erkennen, wie einsam er und ich in Norwegen dastehen. Hätten wir Dänemark nicht, so würde es für uns und überhaupt für das gemeinsame geistige Befreiungwerk schlimm aussehen.

Noch einmal herzlichen Dank und Gruß von

Ihrem freundschaftlichst ergebenen

Henrik Ibsen.

An Frederik Hegel.

Rom, am sechzehnten März 1882.

Lieber Herr Justizrath!

Schon längst hätte ich Ihnen auf Ihren freundlichen Brief vom sechzehnten Februar schreiben sollen. Ich zweifle natürlich nicht, daß er einem aufrichtigen Wohlwollen für mich entsprungen ist. Aber ich bitte Sie herzlichst, in meinen Angelegenheiten keinen Rathgebern Ihr Ohr zu leihen, am Allerwenigsten, wenn es Personen sind, denen jedes richtige Verständniß für das wirklich Neue abgeht, das die Literatur in den letzten zwanzig Jahren hervorgebracht hat.

Ich weiß sehr wohl, wie gierig man in unseren kleinlichen nordischen Krähwinkeln hinter allerlei Privatangelegenheiten her ist, die Schriftsteller und Künstler angehen. Aber ich glaube auch, daß ich so vorsichtig wie nur möglich bin. Es giebt sogar Leute, die, im Gegensatz zu meiner eigenen Ansicht, finden, ich sei zu meinem eigenen Schaden viel zu zurückhaltend. In einem Brief vom neunten Februar schreibt Herr Otto Borchsenius, fast alle meine kopenhagener Freunde stimmten darin überein, daß gerade jetzt der richtige Zeitpunkt für mich gekommen sei, mich ganz und deutlich über meinen Standpunkt auszusprechen, und er fügt wörtlich hinzu: „Auch Ihr Verleger fragte mich ausdrücklich, ob denn Niemand Sie (mich) jetzt zum Reden bringen könne." Ich führe Das nur an, um zu zeigen, wie die Ansichten einander kreuzen. Nach Ihrem letzten Brief kann ich natürlich nicht im Zweifel darüber sein, daß er Ihre Worte falsch gedeutet hat.

Den literarischen Plan, von dem ich einmal sprach, habe ich längst aufgegeben. Dagegen kann ich mittheilen, daß ich jetzt vollauf mit den Vorbereitungen zu einem neuen Schauspiel beschäftigt bin. Es wird diesmal ein

friedfertiges Stück, das von Staatsräthen und Großhändlern und ihren Damen gelesen werden kann und vor dem die Theater nicht zurückzuschrecken brauchen. Die Ausführung wird mir sehr leicht werden und ich will sehen, daß ich rechtzeitig im Spätjahr damit fertig werde.

Was die „Gespenster“ betrifft, so wird wohl — und zwar in nicht allzu ferner Zeit — das Verständniß in die Gemüther unserer guten Leute einkehren. Doch über diese altersschwachen, hinfälligen Kreaturen, die in solcher Weise über die Dichtung hergefallen sind, wird einst, in der Literaturgeschichte der Zukunft, ein niederschmetterndes Urtheil kommen. Man wird die anonymen Wildschützen und Wegelagerer schon aufspüren, die aus ihrem Hinterhalt in des Professors Goos Budikerblättchen und aus anderen ähnlichen Lokalitäten Schmutzgeschosse mir nachgeschleudert haben. Meinem Buch gehört die Zukunft. Jene Kerle, die ein Gezeter darüber erhoben, haben nicht einmal ein Verhältniß zu ihrer eigenen wirklichen, lebendigen Gegenwart. Darum hat mich auch diese Seite der Sache so über die Maßen kalt gelassen. Ich habe während des Sturmes allerlei Studien und Beobachtungen gemacht und die werde ich in künftigen Dichtungen auszunützen wissen.

Schließlich habe ich eine Bitte an Sie: ob Sie mir nämlich gütigst wieder tausend Kronen leihen wollen. Ich sage ausdrücklich „leihen“: denn ich wünsche, für Das, was ich so als Vorschuß bei Ihnen aufnehme, Zinsen zu zahlen. Es hat doch keinen Sinn, daß ich mein eigenes disponibles Geld in Werthpapieren festlege und dann bei Ihnen gratis Vorschuß aufnehme. Ich möchte mich nicht gern wieder einer meiner Obligationen entäußern, da die Verlegenheit ja nur wenige Monate dauern wird. Ich hoffe, Sie werden die Richtigkeit des Obigen zugeben und darauf eingehen.

Mit den besten Grüßen für Ihre liebe Familie bin ich

Ihr herzlich ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

An Björnstjerne Björnson.

(Gossensaß, August 1882.)

— —

In der Literaturgeschichte stehen Deine Werke in erster Reihe und werden immer dort stehen. Hätte ich jedoch zu bestimmen, was für eine Inschrift Dein Denkmal einst erhalten solle, so würde ich die Worte wählen: Sein Leben war seine beste Dichtung.

Und — in seiner Lebensführung sich selbst realisiren: Das ist, meine ich, das Höchste, was ein Mensch erreichen kann. Diese Aufgabe haben wir Alle, Einer wie der Andere: aber die Allermeisten verpfuschen sie.

— —

An Camilla Collett.

Rom, am siebenzehnten Januar 1883.

Hochverehrte Frau Collett!

Nun tritt bald ein bedeutungsvoller Gedenktag in Ihr Leben, ein Tag, der in weiten Kreisen beachtet und gefeiert zu werden verdient. Ich kann nicht daran zweifeln, daß Dies auch geschehen wird, obgleich ich allerdings aus den Zeitungen nicht ersehe, daß Vorbereitungen getroffen werden. Aber Dergleichen wird wohl geheim gehalten.

Sie dürfen überzeugt sein, daß wir in unserem kleinen Familienkreise hier unten den Dreiundzwanzigsten nicht vorübergehen lassen, ohne ein Glas auf Ihr Wohlergehen im neuen Dezennium, in das Sie jetzt eintreten, zu leeren.

Auf ein großes literarisches Lebenswerk können Sie an diesem Tag mit Stolz zurückblicken. Aber es ist meine Hoffnung, daß dieses Lebenswerk noch lange, lange nicht als abgeschlossen gelten darf. Sie haben ja die Jugend des Gemüthes in ungeschwächter Fülle. Mit Ihren Gedanken, Ihren Ideen und Ihren Interessen stehen Sie noch wie vor als Streiterin draußen bei den Vorposten. Sie haben sich von dem Wechsel der Zeiten nicht überholen lassen und darum darf man wohl die Erwartung hegen, daß Ihnen noch eine ganze Reihe von Jahren die Kraft eignen werde, zur Vollendung Ihres reichen und genialen Schaffens manchen werthvollen Beitrag zu leisten.

Die Ideen wachsen und pflanzen sich langsam fort bei uns da oben; aber unmerklich geschieht es doch. Das Norwegen, das sich jetzt eben entwickelt, wird Merkmale Dessen tragen, wofür Ihr Geist gewirkt und die Wege geebnet hat. Sie sind einer von den Streitern, ohne die man sich in der Zukunft am Allerwenigsten die Voraussetzungen, den Entwickelungsgang wird denken können.

Aber vor allen Dingen möchte ich freilich wünschen, daß Dank und Anerkennung Ihnen schon bei Lebzeiten in vollem Maß zu Theil werden. Es liegt etwas Niederdrückendes, etwas tief Verstimmendes darin, daß die Menschen immer und ewig zu spät kommen, wenn es einmal heißt, Etwas gutzumachen oder nachzuholen, das sie über Gebühr lange versäumt haben. Mich für mein Theil berührt Das nicht im Geringsten; aber es kann mich ärgern, erbittern und empören, wenn ich wahrnehme, wie so Etwas Denen begegnet, die ich hochachte und bewundere.

Jedoch der bevorstehende Festtag wird hoffentlich keinen Anlaß zu solchen Betrachtungen bieten. Er wird Ihnen Sonnenschein und einen wärmenden Luftstrom mitten hinein in die heimathliche Winterkälte tragen. Lassen Sie diese Zeilen vom Süden, vom Pincio, den Sie so sehr lieben, ein Bischen dazu beitragen! Heil und Glück diesem Tage und allen Ihren kommenden Lebenstagen!

Ihr herzlich ergebener

Henrik Ibsen.

Die treue Hausgenossin.

Gärtnerburschen haben im Winter keine Arbeit und auf dem Grindeljoch erfrieren Leute. Wenn weiter nichts fehlt, denkt sich der Franz Wiffprechtinger: diesem Uebel kann abgeholfen werden. Packt seine Sachen in einen Buckelkorb, legt den alten Pelz seines Großvaters an, nimmt den Bergstecken seines Vaters zur Hand, schraubt seine eigenen Füße an — die von den Wanderschaften — und steigt ins Gebirge hinauf zum Grindeljoch. Dort, nah dem Uebergang, steht Etwas. Im Sommer nennt man es Touristenhaus oder gar Alpenhotel; im Winter jedoch ist es eine öde, mürfelnde Hütte, in die zur Spätherbstzeit auf ihrer Völkerwanderung die Feldmäuse einkehren. Aber diese Gäste bleiben nur so lange, bis alle Krumen und Krusten verzehrt, alle alten Lappen zerfressen und alle Kastenfugen Einbruchs halber zernagt sind. Dann ziehen sie weiter ins Breiteggenthal hinüber, wo sie lieber arme Kirchenmäuse sein mögen als Hausbesitzer auf dem Grindeljoch. Wenn nun im Winter ein Tagelöhner oder ein Krankenbote oder eine Eierhändlerin übers Bergjoch muß, da gehts schlecht. Seit den letzten zehn Jahren sind ihrer Drei gefunden worden, im Mai, als der Schnee schmolz oben im Gebirge. Da haben die Gemeinden Grabel diesseits und Breitegg jenseits kund und zu wissen gethan: Wer den Winter über das Berghaus auf dem Joch bewirthschaften will: Wohnung frei, Beheizung frei, Wirthsrecht frei. „Und verhungern auch frei!" lachen die Leute. Keiner geht hinauf.

Nun, der Gärtnergehilfe Franz Wiffprechtinger geht ja hinauf. Der war einmal in Berchtesgaden gewesen und hatte dort das Pfeifenschnitzeln gelernt, aus Zirmholz. Wo giebt es feineres Zirmholz als auf dem Grindeljoch? Was wird von Touristen besser bezahlt als Zirmpfeifen? Und wo lebt der Christenmensch hochmüthiger als auf dem Berge oben! Denn von Hochmuth war der Franz stets ein Freund gewesen. So ein Bischen Leuteverächter, besonders, wo sie in Heerden beisammen waren. Genau zugesehen, war da fast Jeder Keiner und fast Keiner Einer. Und erst die erlogenen Umthuereien! Kurz, wo es viele Leute gab, da wars ihm zuwider; ihr Hin und Herreden um nichts war ihm zuwider und ihre Unsauberkeiten waren ihm erst recht zuwider. Da mußte er einen besseren Kameraden: sich selber. Wenn man Das „Hochmuth" nennt, — auch gut, sind wir halt hochmüthig.

Jetzt muß er ja schon bald oben sein mit seinem Buckelkorb. Aber versteht sich. Ist sogar schon der grüne Kachelofen geheizt, das Strohbett aufgerichtet, das Zirmholz zubereitet und alle Sachen haben ihren guten Platz. Wenn er zum Fenster hinaus und auf die Welt hinabschauen will, so sieht er zumeist nichts als ein Nebelmeer, in dessen Tiefen, statt der Krabben, der Seeskorpione und Haie, die Leute umherkrauchen und sich gegenseitig belecken oder bespeien oder gar einander langsam lebendig aufzehren. Und hier oben scheint die Sonne, denkt der Franz, und den einzigen Menschen, der da ist, mag ich leiden; und er mich. Wöchentlich einmal kommt aus Grabel der Gemeindehirt hinauf mit Lebensmitteln, Neuigkeiten und Tabak. Den Tabak erwartet der Franz immer am Ungeduldigsten; vor den Tabakrollen wird er ganz demüthig, und wenn er sie mit seinem Küchenmesser klein schneidet und in die Pfeife stopft, hat er ein so andächtiges Gesicht wie der Gemeindehirt, wenn er zu seinem Viehpatron betet

Von körperlichen Eigenschaften des Franz Wiffprechtinger verlautet weiter nichts. „Von der Schönheit hat man nichts", meint er, „und gesund so weit sind wir." Schien die Sonne über den Schneekuppen, so konnte er in der Stube sitzen und Pfeifen schnitzen; gabs aber Nebel, Wind und Schnee, dann mußte er hinaus, um dies- und jenseits des Berges die Wanderer vor dem Todwerden zu hindern. Selten kam Einer herauf und noch seltener blieb Einer liegen; oder wenn schon, dann an entlegenen Stellen, wo er trotz dem bereitwilligen Lebensretter einschlief, erstarrte und erfror.

Eines grimmig kalten Tages fand er Einen im Kar liegen. Das war ein Mann, wie Riesen gebaut sind, aber beinahe tot. Das pechige Holzstühlein und der Leistenbündel lag neben ihm; und wars der Schuster von Breitegg. Der Franz wollte ihm Schnaps einflößen, aber siehe: es war ohnehin schon einer drin. Der Mann begann, unter lallenden Flüchen, mit seinen Schusterfäusten umherzuschlagen; und da dachte der Franz: Laß ich ihn liegen, so erfriert er, und trachte ich, ihn zu heben, so schlägt er mich wahrscheinlich tot. Dann half er sich so: Als der Schuster wieder zu schnarchen begann, band er ihm mit dem eigenen Riemen die Hände zusammen. Dann nahm er den zweiten — Das war der Knieriemen —, und legte ihn mit Schwung über die Weichtheile, bis der Schuster aufsprang. Dann trieb er ihn vor sich her ins Haus, wo der Herr von Drahtzug seinen Rausch ausschlief. Aus Dankbarkeit versprach er am nächsten Morgen, dem Lebensretter einmal ein paar Stiefel zu doppeln. Ein paar neue schien er sich nicht werth zu sein.

Nach solchen Erfahrungen verfiel der Bergwächter auf einen Bernhardiner Hund. Von einer in Grabel durchziehenden Dörcherfamilie hatte er ihn erstanden; einen schwarz und braun gefleckten Zottel, der nun bei schlechtem Wetter auf dem Joch die verirrten und gefährdeten Wandersleute ausspüren, nöthigen Falles aus dem Schnee graben und dem Bergwächter anzeigen sollte. Aber eines Tages, als im Schneesturm unser Franz gegen Breitegg hinab auf der Wacht war und der Bernhardiner die Grabelseite nahm, lief dieser ins Haus zurück und fraß den ganzen Vorrath an Fleisch und Speck auf. Folge davon Todesstrafe und Grabrede: „Luder, Du bist kein Bernhardiner gewest!" Er hatte dann auch gehört, daß die echten Bernhardiner ausgestorben seien, die Hunde wie die Mönche, — weil die Mönche keine Weibchen gehabt hätten. Schade drum. Wenn die Mönche schon so gar wohlthätig sind, warum keine Nachkommenschaft? Der lose Gedanke verflog nicht ganz im Winde; ein Körnchen davon blieb in der Herzfalte hängen. Gärtnerburschen, die im Winter Menschen vor dem Erfrieren retten: sind Das nicht auch tüchtige Leute? Ist es nicht schade, wenn so was ausstirbt? „Pah!" sagte er sich dann, — „so lang' ich noch lebe, bin ich nicht ausgestorben, und bin ich ausgestorben, so ists mir Gsott." Unter „Gsott" verstand der Gärtner dürres, von Reif verbranntes Laub, das man in schwammige Haufen zusammenthut und verwesen läßt.

An einem stürmischen Abend, als der Franz Wiffprechtinger von der Breiteggerseite heraufkommt, wo Niemand wahrzunehmen gewesen, und nun noch gegen die Grabelseite hinabspähen will, ob auch dort kein Bergwanderer in Noth sei, steht vor der Hüttenthür ein Frauenzimmer. Wenn Frauenzimmer Schneemänner sein könnten, so wäre Das einer, so ganz über und über weiß ist die

Gestalt; und braucht es lange, bis der Schnee aus allen Kleiderfalten herausgeschüttelt ist. In der warmen Stube legt sie, ohne viele Worte zu thun, den breiten Filzhut ab, danach die Lodenjoppe, den Wollspenser und den Oberkittel, denn Alles war jetzt patschnaß, und nestelt die klinghart gefrorenen Schuhe auf und strählt dann ihr schwarzes Haar zurecht, das Wind und Schnee stark in Unordnung gebracht hatte. Wenn bisher das hereingeschneite Frauenzimmer zweifelhaft gewesen, jetzt wars Das nicht mehr. Ein rundlich Weibsbild so in den Dreißigern mit hängenden Wangen, zwischen denen das Stumpfnäschen wie eine große rothe Warze stand. Im Ganzen lieblich anzuschauen; für Kenner. Die Barchentkleider inwendig waren also trocken geblieben; da wirds ihr — denkt der Franz — nicht geschadet haben.

Auf seine bescheidene Anfrage: Woher, wohin? erhielt er so weit auch Bescheid. Aus Grabel herauf, nach Breitegg hinüber habe sie eigentlich wollen; nun möchte sie halt dableiben.

Aber natürlich dableiben! Wer soll in dieser Sturmnacht weitergehen? Denn der Wind rüttelt ungestüm an den Balken. Soll nur rütteln. Der Gesell wird nicht hereingelassen.

Der Franz warf Scheiter in das Ofenfeuer und schickte sich an, die Topfensuppe zu kochen. Das Weibsbild hatte ihm ein Wenig zugeschaut; dann trat sie an den Herd, schob ihn sacht seitlings, goß vom Milchtopf in die Pfanne, stach aus dem Käsekübel-Topfen, warf ihn in die Pfanne, Kümmel dazu, Salz dazu, und schürte mit emsiger Kunstfertigkeit das Feuer, bis die Suppe in der Schüssel dampfte. Ihm blieb nur übrig, Brot in die Suppe zu brocken und zwei Blechlöffel auszulegen. Dann aßen sie selbander. Gesprochen wurde dabei sehr wenig, um so mehr gedacht, wenigstens von des Bergwächters Seite. Allem Ausgeschau nach scheint sie ein besseres Leut zu sein. Von Grabel herauf. Vielleicht die Schwester des dortigen Werksverwesers, weil sie just auch eine solche Nase hat. In Breitegg drüben haben sie Verwandte; ich glaube, die Baderischen. Im Dachboden auf dem Stroh kann man sie nicht schlafen lassen; wer weiß, was Die für Seidenpölster gewohnt ist? Nach der Suppe, als er, in den Winkel gelehnt, seine Pfeife schmaucht, hält sie ihre flache Hand an den Mund. Ist auch kein Wunder nach dem scharfen Marsch. Ring hat sie keinen am Finger.

Am Bett macht sie sich zu schaffen, das hinter dem Kachelofen steht, und er muß sich tummeln bei dem Geschirrabwaschen, daß er fertig wird, ehe es geboten ist, das Licht auszulöschen. Dann sagt er: „Schauns halt, daß 's schlafen können!" Untersucht, ob die Hausthür gut geschlossen ist, steigt die Bodenstieg hinan, legt sich aufs Stroh und zerrt die Kotzen über sich. In einem Hospiz gehört halt auch, daß man, wenns sein muß, den Gästen Tisch und Bett abläßt.

Am nächsten Morgen funkeln in den Dachfugen Sonnenstrahlen und glitzernder Schnee stäubt herein. Der Franz macht sich fertig und steigt hinab, um die Stube zu heizen. Aber im Ofen prasselts schon, das Bett ist aufgeräumt, die Diele ausgefegt und das Frauenzimmer wirthschaftet am Herd um.

„Aber heut schon!" grüßt er sie, „heut haben wir halt doch einen schönen Tag. Heut ists lustig, übers Joch gehen."

„Ist eh wahr", thut sie Bescheid, „wenns schön ist, ists auch auf der Alp schön. Wo haben denn Sie Ihre Kaffeemaschine?"

„Hab' keine. Brauch keine. Lauter Kneippkaffee. In den Blechbüchsen, wenn noch einer drinnen ist."

Es war noch einer drinnen und sie kochte das Frühstück, so geruhig, als ob sie zeitlebens an diesem Herd hantirt hätte. Wie gestern die saure Suppe, aßen sie heut den süßen Kornkaffee; gesprochen wurde wenig dabei. Er denkt sich: wenn sie vor dem Fortgehen Etwas bezahlen will, so kann ichs nicht einmal annehmen, weil sie Arbeit gemacht hat. Allein sie sagt nichts vom Zahlen und sie sagt nichts vom Fortgehen. Sie fing an, mit Lappen und Asche die bestaubten Fenster zu putzen.

Da wollte er doch fragen: „Sind Sie etwan von der Gemeinde heraufgeschickt worden?"

Sie war über diese Frage erstaunt. „Von der Gemeinde? Ich? Ah, Das nit!" und rieb eifrig an der Glasscheibe. Gegen Mittag ging sie hinaus in die Holzhütte, trug Scheiter herein und begann, zu kochen. Sie fragte nicht, was oder wie, besichtigte nur die Mittel in der Vorrathskammer. Dann machte sie Mehlklöße, fett Sauerkraut und Rauchfleisch. Hierauf aßen sie wieder selbander; und nach dem Essen, dachte er, wird sie fortgehen. Als sie dann aber anhebt, die Schalen auszuspülen und die Pfanne zu scheuern, so daß er ruhig bei seiner Tabakspfeife sitzen kann, thut er wieder einmal den Mund auf: „Wär' eh gut gemeint; aber daß es halt so bald finster wird um diese Jahreszeit."

„Ja, der Tag ist kurz, 's selb ist richtig", antwortet sie, „dafür ist halt die Nacht lang". Und blickt von ihrer Arbeit weiter nicht auf.

Sie geht nicht. Der Franz aber möchte wieder einmal seine Einschicht haben; es ist ihm, er lebe schon seit langer Zeit mit dieser Hausgenossin zusammen, an der ihn weiter gar nichts interessirt als ihr komisches Näschen zwischen den molligen Wangen. Am nächsten Tage geht er wieder in die Kare hinab; heute ist Samstag, denkt er, da haben immer Leute zu gehen über das Joch; Einem wird sie sich doch anschließen. Kommt auch richtig aus Grabel ein Viehhändler herauf. Als er mit dem Mann ins Haus tritt, ruft er ihr zu: „Frau, da haben Sie gleich einen Kameraden nach Breitegg. Der geht nach Breitegg."

„So?" sagt sie; „wär' schon recht. Wenn ich was zu thun hätt' in Breitegg." Nimmt den Besen, um aus den Wandwinkeln die Spinnweben herabzufegen.

„Schade um die Arbeit", sagt er verdrießlich. „In acht Tagen sind ihrer doch wieder oben."

„Das Unziefer ist grauslich."

„Mich irren sie nit, die Spinnen. Thun ja Glück bedeuten."

„Uh!" lacht sie auf, „was hilfts Glück im Wandwinkel!" Schier etwas gereizt ist sie und das Näschen steigt völlig kühn hervor zwischen den Wangen. Er weiß sich keine Schuld. So soll sie fortgehen, wenn ihr was nicht recht ist!

Drei Tage später sitzt das fremde Frauenzimmer immer noch im Alpenhause. Ueber seinen Gewandkasten ist sie gekommen, die Kleider hängt sie in die frische Luft hinaus. Dann thut sie aus ihrem rothen Wollentäschchen Nähzeug, um am Gewand die schadhaften Ellbogen und Knie und Abnähen zu flicken. Und sagt dabei einmal zum Franz: „Möcht' ich doch wissen, wie Sie Das machen, daß Ihnen die Hosen nit abi fallen. In der da, schauns einmal: ein einziger Knopf ist drin."

„Schneiden den auch heraus," antwortet er und trennt mit seinem Taschenmesser den Knopf vom Kleide. „Einem, der mäßig ist, fallen keine Hosen abi. Das kann nur geschehen, wenn der Bauch zu leer oder zu voll ist."

„Der Meinige braucht alleweil ein paar Hosenträger."

„Habens also doch Einen?"

„Immer einmal gehabt."

Nimmt der Franz Wiffprechtinger einen muthvollen Anlauf. „Wenn Sie mir sagen, Frau, was es mit Ihnen ist, so schenk' ich Ihnen ein Guldenzettel. Hab' noch eins, aus den Siebzigerjahren."

„Das behalten Sie nur als Sparpfennig. Um Geld gehts mir nit. Arbeit will ich. Deshalb bin ich hergekommer, daß ichs rund sag'. Im Thal ist jetzt gar nichts, nicht einmal was zum Spinnen. Seit sie keinen Flachs mehr bauen, sollt' man die Weibersleut über den Winter ins Maismehl legen, wie die Eier, daß sie nit schlecht werden. Hab' ich mir halt gedacht, wenn am Joch oben Einer ist für den Winter, daß die Leute nit erfrieren oder verhungern, so will ich auch hinauf. Arbeiten thut man ja gern und sieht mans wohl eh, wies ausschaut, wenn in einem Haus die Weibsperson fehlt."

So, jetzt weiß ers: sie ist gekommen, um da zu bleiben. „Wär' eh so weit recht," sagt er etwas zaghaft, „aber daß halt kein Platz ist . . ."

„Was brauchens denn die große Stuben allein?" fragt sie fast lieblich. „Im Sommer, wenns lustig ist, können in dieser Stuben sieben Paar auf einmal tanzen und im Winter soll eins nit Platz haben, — geh!"

„Auf dem Dachboden ists halt kalt," sagt er.

„Und beim Ofen ists warm," sagt sie.

Er thut nichts Desgleichen und schnitzt an einem Pfeifenkopf.

„Sie möchten sich viel mehr dermachen," meint das Frauenzimmer, „wenn Sie bei Ihren Schnitzeln bleiben könnten und wer Anderer die Hausarbeit wollt' verrichten. Und was thuns denn, wenn Sie im Kar einen Versterbenden finden und können ihn nit derschleppen und ist keine Pflegerin da, dieweilen Sie selbst wieder nach Anderen ausschauen müssen? Gehns! Das heißt nix! Das ist keine Wirthschaft. Kurz, wir haben Platz beieinand und haben zu essen miteinand und ich bleib' jetzt einmal da!"

Darauf sind dem Franz Wiffprechtinger die Gedanken still gestanden. Das ist eine Katastrophe. Was haben wir jetzt? Jänner. Das dauert noch lang, bis der Schnee weggeht; und so lange soll er bei diesem Frauenzimmer leben? Wenns noch wäre, daß er sie sein Lebtag einmal gesehen hätte oder so was. Aber ein weltfremdes Leut! Und sich gleich so ankletten!

„Was habens denn, daß Sie gar so ausschauen?" fragt sie.

„Uebel ist mir." Er legte das Schnitzmesser weg und ging ins Freie. Da weht frischer Wind, da fliegt der Schnee; da ist es gut. Und bei der Unterredung darauf am Abend:

„Frau, was findens denn eigentlich Schönes in dieser Hütten? Da ists ja nix lustig. Da müssens in Sommer einmal heraufkommen, wenn die Almhalter da sind, die Jäger, und wenn die Touristen kommen. Ich sags, da ist große Nachfrag nach Weiberleuten, weil sich immer Einer selber nit einmal eine Suppen kochen kann. Aber jetzt im Winter, da ists nix. Und gar, wenn nachher im

Frühjahr die Lahnen gehen, — grauslich, sag' ich Ihnen! Und daß nit eine gar die Hütten mitnimmt! Keine Stund ist man sicher."

„Macht nix; ich bleib' einmal da "

„Und jetzt unten im Grabel den Fasching versäumen! Wo beim Goldenen Löwen der Hammerschmiedball ist und der Jägerball, wo das schönste Weibsbild die sechs Dukaten kriegt, den Schönhei'preis, und natürlich auch einen Mann dazu. So was wollt' ich fahren lassen!"

„Ist mir nix drum; ich bleib' just einmal da."

„Also gut," sagte er, hielt den Pfeifenkopf weit vor sich hin und guckte ihn, das eine Auge zugedrückt, mit dem anderen an. Das Ding ist ja schief geworden! „Also gut. Wenn Sie schon durchaus dableiben wollen, so müssen Sie auch thun, was ich will."

„Aber Lapperl!" antwortet sie halbleise, „freilich thu' ichs. Dazu bin ich ja da."

„Heut stöberts wieder, daß alle Steig und Steg verschneit und verweht sind. Sie müssen nachher hinabgehen auf die Breiteggerseite ins Kar. Nehmen das Blashörndel mit und blasen und losen fleißig, obs nix hören. Das Blutzerl mit dem Wacholder nit vergessen, daß für den ersten Augenblick eine Hilf ist, wenn Sie wen finden. Allemal so. Wenn er schon starr ist, tüchtig mit Schnee reiben."

„Gehst 'leicht Du nit mit?"

„Ich? Ob ich nit mitgeh, fragen Sie? Nein, ich muß auf die Grabelseite hinab; 's könnt' auch dort wer liegen bleiben. Wird eh nit sein. Aber nachschaun müssen wir doch; dafür sind wir da. Und nachher auf den Abend . . ." Der Teuxel von Pfeifenkopf hat richtig einen Bauch auf der linken Seite. Der Astwedl machts . . . „Nachher auf den Abend machen wir uns einmal gemüthlich. Wegschmeißen kann ich den Toifel! Der Ast bricht heraus und Das ist nit Modi; auf derer Seiten haben sie derweil noch kein Loch, die Tabakspfeifen."

Mit aller schönen Bereitwilligkeit legt das Frauenzimmer sich an, bindet sich die Schneereifen an die Sohlen, nimmt Blutzer und Hörndel, nimmt den einen Stecken und geht, dieweilen er noch die Hausthür abschließt, über das Joch hin gegen das Breitegger Kar.

Wie sie aus den Augen ist, eilt er wieder ins Haus, holt vom Dachboden seinen Buckelkorb, wirft seine Schnitzereien hinein, darüber Gewandsachen und Alles, was ihm gehört, spannt über den Gupf ein Leintuch, wirft sich den Wettermantel um, steckt sich an der Herdgluth die Pfeife an, nimmt dann das Griesbeil, sagt laut, daß es fast hallt: „Jetzt behüt' Dich Gott, Alpenhaus!" und geht davon.

Nach drei Stunden, als er durch den Markt Grabel schlapft, ist es schon finster, aber der Bürgermeister, der gerade auf seinen Tarok zum Goldenen Löwen geht, erkennt ihn und ruft: „Oho, der Wissprechtinger ist herunter! Wie so denn Das? Hats was?"

„Hau freilich hats was!" giebt der Franz zur Antwort und trabt weiter, wie zum Markt herein, so zum Markt hinaus.

„Daß aber schon gar kein Verlaß ist, heutzutag, auf die Leut!" brummt der Bürgermeister. „Nicht einmal den Schlüssel giebt er ab! Na, den Mann will ich mir aber einmal ausborgen!"

Hat nichts zu borgen bekommen, der Herr Bürgermeister; denn der Franz Wiffprechtinger ist im selbigen Jahr nicht mehr gesehen worden zu Grabel.

Etliche Tage später besprechen sich zwei Schneidergesellen.

„Du, jetzt wärs fein, übers Grindeljoch zu gehen."

„Fahr ab! Ist ja Alles verschneit."

„Just derowegen. Nachher kann man sich retten lassen von einem sauberen Weibsbild."

„Ja oder was beißt mich."

„Willst wetten?"

„Nit einmal einen Schnaps soll er haben, der Franzl."

„Ja, wenn er noch oben wär'! Ein Weibsbild ist oben. Ganz allein, im Berghaus. Hörst!"

„Geh, plausch nit!"

„Willst wetten?"

„Fahr ab! Beim Wetten verspiel ich allemal. Ich glaub Dirs lieber so nicht."

„Weils billiger kommt, gelt! Aber mithalten laß ich Dich, wenn Du mich begleiten willst aufs Joch. Die Kerschen-Pepi ist jetzt oben."

„Fahr ab!" ruft der Andere staunend aus. „Die Kerschen-Pepi?"

„Gelt, jetzt schaust! Ja mein Lieber! Weils im Winter keinen Kerschenhandel giebt, so ist sie zum Wiffprechtinger hinaufgegangen, Leut retten helfen. Und der dymme Kerl lauft davon." Und jetzt wird er vertraulich, der Schneider. „Morgen, wenns Wetter schön ist, such' ich sie heim. Bist dabei?"

Hat zugesagt, der Andere. Und heimlich gedacht hat er also: Mit doppeltem Faden wird auch die Kerschen-Pepi nicht nähen wollen. Immer einmal gut, daß die Schneider schreckig sind. Daß sie sich vor schlechtem Wetter fürchten und sich nit einmal beim Tag allein auf den Berg getrauen. Aber Gott sei Dank, es giebt ihrer noch, die es auch bei der Nacht wagen! Und statt auf den Kameraden zu warten, ist der Schlaucherl in der selbigen Samstagnacht bei Mondenschein hinaufgestiegen gegen das Grindeljoch. Jetzt hätts ja sein können, daß jählings ein Schneesturm einfiele und den Schneider begrübe und die Pepi ihn fände, mit Schnee riebe, bis er wieder lebendig wäre, mit Wacholder-Branntwein säuge, bis er stark und munter würde. Das ist aber Alles nicht gewesen. Gewesen ist es vielmehr so, daß der Schneider gegen Mitternacht hinaufkam, das Alpenhaus verschlossen fand, eine Viertelstunde lang klopfte, dann eine Viertelstunde lang heftig rüttelt und die dritte Viertelstunde sich mit Schreien und Fluchen vertrieb, bis er endlich vor Frost und Jammer sacht anfing, herzbrecherisch zu weinen.

Im Hause regte sich nichts, weil nichts drinnen war. Denn das Frauenzimmer ist über die Flucht des Treulosen so verzagt worden, daß sie sich schon am nächsten Morgen verlaufen hat. Sie suchte ihn in den Bergmulden, dann in den Schluchten, in den Köhlerhütten und endlich auf allen Straßen. Noch auf Keinen, der ihr davongelaufen, ist sie so zornig geworden wie auf Den.

Der Franz Wiffprechtinger arbeitet wieder in einer Gärtnerei. In welcher? Das mag ich wohl nicht drucken lassen, weil man nie wissen kann, in welche Hände so ein Blatt kommt.

Graz. Peter Rosegger.

Zwei Gedichte.*)

Das Gold.

Der Erde Gründen
Wird es entrissen,
Den Finsternissen;
Und Die es finden,
Die es den Händen der Nacht entwinden
Mit Noth und Müh:
Bald geben sies weiter, nicht ist es für sie.

Von Hand zu Hand
Beginnt es zu wandern,
Von Einem zum Andern,
Von Land zu Land,
Vertheilt, zerstreut und gesammelt aufs Neue,
Damit es aufs Neue der Sammler verstreue,
Wie glänzenden Tand.

Die es als Spende
Des Glücks empfangen,
Mit heißem Verlangen
Hinhaltend die Hände,
Klein oder Groß,
So fest sies umklammern
Mit Jauchzen und Jammern:
Sie könnens nicht halten,
Die Hände erkalten
Und lassen es los.
Es fällt in den Sand, es fällt in den Schnee,
Es fällt auf den Boden der brausenden See.

So gleitet und rollt
Es, das schimmernde Gold,
Schafft wechselndes Glück
Und Elend und Sünde
Und sinkt in die Gründe
Der Erde zurück.

Johannes Trojan.

Der jüngste Lieutenant.

Die Herrn Offiziere sitzen beim Punsch.
Der Tabak ist stark, das Getränk nach Wunsch.
Sturmfeste Gesellen mit steifen Zöpfen,
Rauhen Kehlen und rothen Köpfen.

*) Eine zweite Probe aus Sellos Gedichtbuch „Ein später Strauß"; und eine erste vorläufig aus der Sammlung „Ungezogene Musenkinder" von Trojan und E. H. Strasburger. Beide Bücher sollen spätestens Anfang November erscheinen.

Sie haben erst heut in famoser Bataille
Aus dem Dorf gejagt die Kroatencanaille.
Und nur Einer von uns hat dran glauben müssen:
Der lange Quast hat ins Grab gebissen,
Als er vor der Front seiner Compagnie,
Der Erste im Dorf, Viktoria schrie.
Die Kerle schossen aus Häusern und Hecken, —
Mitten im Worte blieb er stecken;
Dann schlug er zu Boden, kerzengrade
Wie eine Tanne. Auf Ehre: schade!
Er war ein Kerl voll Schneid und Bravour,
Proper das Herz wie die Montur.

Wie sie, um das Gespräch zu würzen,
Eimer voll Punsch hinunterstürzen,
Werden die Köpfe immer röther.
Was raisonniren die Schwerenöther?
„Der König? Na ja, hat seine Meriten.
Aber Prinz Heinrich? Und gar der Zieten!
So ein neugebacknes Husarengenie,
Den Dreck versteht Der von Infantrie.
Das Ja und Amen jedes Gefechts
Bleibt doch: Gewehr zur Attaque rechts:
Nur so gewinnt man seine Schlacht,
Punktum! Streusand! Abgemacht!"

Und immer so fort im gleichen Ton.
Zweimal krähten die Hähne schon.
Manchem ward zu stark das Gemisch;
Nun schnarcht er friedlich unter dem Tisch.
Die Andern aber, just wie immer,
Gerathen endlich aufs Frauenzimmer.
Ein Jeder muß aus seinem Leben
Eine saftige Zote zum Besten geben.
Pah! In den langen Winterquartieren,
Was bleibt Einem übrig als Poussiren?
Und die Weiber sind alle verliebte Dinger;
Zehne hat man an jedem Finger.
Am Aergsten lügt der riesige Pfuhl.
Jetzt steht er auf, hält sich am Stuhl;
Ein Bischen wacklig, doch es geht.
Und wie er so ziemlich grade steht,
Räuspert er sich und lallt: „Ihr Herren,
Die Weiber, wie sie sich zieren und sperren,
Alle sind Dirnen. In Schwaben und Meißen,
Ob sie auch zehnmal Jungfern heißen, —
Ich kenne sie Alle, im Reich wie in Polen:
Alle soll sie der Deubel holen.

Hier säuft ein wackerer Soldat
Allen Weibern ein Pereat."
Ganz unten am Tisch vor seinem Glas
Schweigend der jüngste Lieutenant saß.
Ein halbes Kind noch, knapp neunzehn Jahr,
Aber Soldat schon mit Haut und Haar.
Erst gestern kam er zum Bataillon;
Heut stand er in der Bataille schon.
Und sein Arm in der Binde könnt' Euch sagen,
Daß sich das Kind wie ein Mann geschlagen.
Der hört voll Grimm das trunkne Lästern;
Er denkt an die Mutter, an seine Schwestern,
An den Schatz daheim, seine blonde Base;
Auf springt er vom Stuhl, greift nach dem Glase
Und wirft es dem Pfuhl, dem trunknen Tropf,
Richtig gezielt, grad' an den Kopf.
„Die Kameradschaft in allen Ehren!
Aber ich will ihn Mores lehren!"
Alles springt auf, die Hand am Degen;
Ruhig tritt er dem Schwarm entgegen
Und spricht: „Ein preußischer Offizier
Und beschimpft die Frauen? Das dulden wir?
Ein Hundsfott, wer den Schimpf gewagt.
Doppelt ein Hundsfott, wems behagt,
Wenn ein Trunkenbold lästert mit rohen Scherzen
Die Mutter, die ihn gebar mit Schmerzen.
Wers anders meint, Der mags nur sagen:
Ich kann mich auch mit der Linken schlagen!"
Da tritt der Oberst zu ihm heran
Und küßt ihn herzhaft: „Du bist mein Mann.
Vivant die Frauen! Thut uns Bescheid,
Die Ihr Söhne und Brüder und Bräutigam seid!"

Ein Rochow wars; so stehts im Bericht.
Auch zuckte er mit der Wimper nicht,
Als sie am Morgen auf grünem Plan
Sich auf Hieb und Stich in die Augen sahn.
Der dicke Pfuhl, der beste Fechter
Im Regiment, der Frauenverächter,
Bald hat er — blutend aus sieben Wunden —
Im Jungen seinen Meister gefunden,
Der, ob auch den Arm in der Binde er trug,
Für die Frauen sich wie für den König schlug.

Erich Sello.



Luxemburg-Warschauer.

Vor sechs Jahren erhöhte die Darmstädter Bank ihr Kapital um 25 Millionen Mark. Der Zweck der Erhöhung war, den größten Theil des neuen Geldes als Kommanditeinlage in das durch eine secessio geschwächte Bankhaus Robert Warschauer & Co. zu stecken. Das System der großen Fusionen, jetzt nicht einmal mehr der letzte, sondern nur noch der vorletzte Schrei, war damals noch nicht erfunden. Nun soll das Kommanditverhältniß gelöst werden. Das heißt: die Darmstädter Bank zieht ihre 20 Millionen aus dem Geschäft von Warschauer wieder heraus. Logische Folge: das Kapital der Darmstädter Bank wird um 20 Millionen Mark reduzirt; sofort oder allmählich, — je nach der Möglichkeit, die Werthe, die Robert Warschauer & Co. in Zahlung giebt, zu barem Gelde zu machen. Das Gegentheil aber geschieht. Die Darmstädter Bank erhöht ihr Kapital um 22 Millionen Mark. Um diese nackte Thatsache wird ein Mantel gehängt, der aus lauter Phrasen gewebt ist. Das Publikum soll glauben, die Kapitalsvermehrung sei die natürliche Konsequenz des geänderten Verhältnisses zu Warschauer & Co. Die Meisten glaubens auch wirklich. Das ist kein Wunder. Seit Jahr und Tag ist man gewöhnt, jedesmal von einer Kapitalserhöhung zu hören, wenn eine Großbank in einem längeren Manifest von einem anderen Bankhause spricht. Ein Hauptkriterium dieses Vorganges ist die Verstärkung des Aufsichtrathes der größeren durch eins oder mehrere Mitglieder der kleineren Bank. So ists auch diesmal: Herr Geheimrath Oppenheim von Warschauer tritt in den Aufsichtrath der Darmstädter Bank. Das genügt. Wer hat Zeit, wer Geduld, sich ernsthaft auch noch mit dem übrigen Inhalt der weitschweifigen Darstellungen zu beschäftigen, mit denen die Großbanken bei solchem Anlaß die leidende Menschheit beglücken? Ein solches communiqué ist nicht immer leicht zu verstehen. Selbst erfahrene Praktiker haben, nach zweimaliger Lecture, den Sinn der neusten literarischen Leistung des Herrn Direktors Dernburg noch nicht erfaßt. Lösung des Kommanditverhältnisses und Uebernahme der Aktiva von Warschauer. Rückzahlung des Kommanditkapitals (20 Millionen) an die Darmstädter Bank, die wiederum $10^1/_2$ Millionen Mark an Warschauer zahlt. Warschauers Aktiva gehen auf die Darmstädter Bank über, in deren Aufsichtrath Herr Oppenheim eintritt, aber die Firma Warschauer & Co. besteht einstweilen weiter. Millionen, die festgelegt waren, werden frei und das Aktienkapital wird trotzdem um einen Betrag vermehrt, der höher ist als die freigewordene Summe. Mir wird von Alledem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum. Was ist nun eigentlich beabsichtigt? Kündigung oder Festigung der Beziehungen? Trennung oder Fusion? Ist das Beginnen nützlich oder schädlich? Ein Beweis kräftigen Gedeihens oder das Eingeständniß eines Fehlers?

Vielleicht entplätschert der ganze Redeschwall einem Gefühl der Verlegenheit. Die Darmstädter Bank leidet unter den Nöthen, an die Graf Montecuccoli dachte, als er sagte, zum Kriege gehöre Geld, Geld und wiederum Geld. Ohne diesen schnöden Stoff gehts auch im Bankgeschäft nicht; ohne die dummen Millionen ist selbst der kluge Bernhard Dernburg nur eine Null. Zu jeder Geldbeschaffung aber braucht man für die liebe Oeffentlichkeit ein Motiv; und wenn man den wahren Grund verstecken will, muß man einen nicht ganz so wahren erfinden. Da kam Herrn Dernburg die Verbindung mit Warschauer sehr gelegen. Ein famoser

Vorwand; einen besseren findst Du nit. Die Walze mit dem Fusionenlied ist zwar schon ziemlich abgeleiert, einmal aber noch zu gebrauchen. Also los. Je weniger die Leute draus klug werden, um so besser wirkts. Wozu aber braucht die Darmstädter Bank das Geld, das sie mit solchem Aufwand an unverständlichen Redensarten suchen geht? Wirklich nur zur Ausdehnung ihres laufenden Finanzgeschäftes? Das hätte man zu jeder anderen Zeit geglaubt; jetzt aber glaubt mans nicht. Die Bank steht mitten in der Aktion, die sie unternommen hat, um ihren Bestand an Deutsch-Luxemburgern endlich loszuwerden. Von der Annahme ihrer Vorschläge hängt das Schicksal dieses Engagements ab. Gegen die darmstädter Anträge regt sich aber eine Opposition, die sehr begreiflich ist. Die deutsch-luxemburger Gesellschaft soll gewaltsam sanirt werden und die Vorzugsaktionäre sollen die Kosten des Versuches tragen, das allzu große Stammaktienkapital negotiabel zu machen. Herr Dernburg, der in Amerika ja allerlei Erfahrungen gesammelt hat, sah dort, wie man die Obligationen einer Gesellschaft, die sich von festen Lasten allzu sehr beschwert fühlt, zu Vorzugsaktien depossedirt, die wohl um etliche Prozent höher verzinslich sind, dafür aber, ohne Gefahr einer Sequestrirung, nicht oder nur zum Theil verzinst zu werden brauchen. Dieses kurzweilige Verfahren wird drüben aber nicht mit Zwangsmaßregeln durchgesetzt; man begnügt sich, die Obligationäre durch die Aussicht auf höhere Verzinsung und auf Kursgewinn zu locken, und die Lockung kann immer wirken, wenn die Vorzugsdividende Jahre lang voll ausgezahlt worden ist. Doch Herr Dernburg gehört zu den Schülern, die schon nach kurzem Unterricht dem Lehrer über den Kopf wachsen. Er geht viel weiter als die Yankees, zu deren Füßen er saß. Er will Vorzugsaktionäre zu bloßen Stammaktionären degradiren und diese Rangminderung nicht vom freien Willen der Opfer, sondern von einem Mehrheitbeschluß abhängig machen. Auch bei diesem Geschäft ließ ers an den Moderequisiten nicht fehlen. Trotzdem man aber diesmal wieder von einer Fusion reden konnte und einen Wohlbekannten in den Aufsichtrath treten sah, handelt sichs doch nur um eine leoninische Sanirung, bei der die Darmstädter Bank natürlich den Löwenantheil erhalten soll. Die ursprüngliche, durch die erste Sanirung noch lange nicht beseitigte Kapitalsverwässerung wird einfach auf Kosten der Vorzugsaktionäre in Permanenz erklärt. Wenn die Darmstädter Bank in dieser für sie so wichtigen Sache Erfolg haben will, muß sie stark sein und sich für die Versammlung, die über das Projekt beschließen soll, einen zuverlässigen Rückhalt sichern. Folgt darum die sonst unverständliche Kapitalsvermehrung so schnell auf die luxemburger Affaire? Klüger wäre es wohl gewesen, zwei Transaktionen dieses Umfanges nicht zu gleicher Zeit zu beginnen. Angenehm kanns Herrn Dernburg nicht sein, daß unter den Garanten des neuen Kapitals der selbe Konsul Gutmann ist, der, aus Aerger über die Haltung der Darmstädter in der Hiberniasache, geneigt schien, ihm im luxemburger Handel einen Streich zu spielen.

Große Ideen sind wunderschön; nur muß man auch das zur Durchführung nöthige Kleingeld haben. Den Konsul hinterm Opernhaus schreckt solche Sorge nicht. An Dem könnte Herr Dernburg sich ein Beispiel nehmen. Sitzt mit $26^3/_4$ Millionen Mark Hibernia-Aktien da, von denen durchaus noch nicht sicher ist, daß der Landtag sie glatt übernehmen wird, sieht dem Ultimo 1904, dem gefürchteten Tage der Bilanz, entgegen und bringt es trotzdem fertig, nicht nur die neue Emission der Darmstädter mitzugarantiren, sondern auch noch Mexiko

$25^1/_2$ Millionen zu pumpen. $25^1/_2$ Millionen Mark: noch um $3^1/_2$ Millionen mehr als der Nominalbetrag der ganzen darmstädter Kapitalvermehrung und doch: für Herrn Gutmann eine Lappalie. Das Gerücht, das von einem „großen“ Geschäft wispert, läßt er sofort dementiren; es handle sich nur um eine „Kleinigkeit“. Gar nicht der Rede werth. Das war ein boshaftes Dementi. Mitte Juli übernahm die Handelsgesellschaft mit Hallgarten, Ladenburg und der Darmstädter Bank 40 Millionen Mark zweijähriger Notes der Mexikanischen Centralbahn. Gott, was für Umstände! sagt Herr Gutmann und nimmt ohne weitere Assistenz als die des angetrauten Schaaffhausen $25^1/_2$ Millionen Mark Schuldscheine einer anderen mexikanischen Bahn ins Portefeuille. In Sparta war Muth die höchste Tugend; selbst um den Preis des größten Schmerzes und der schwersten Wunden war sie nicht zu theuer erkauft. Später hat ein irrig interpretirtes Wort einer anderen Auffassung vom Werth des Muthes in der Welt Geltung verschafft. Dem Konsul Gutmann darf, trotz der Hibernia, nicht vergessen werden, daß er die spartanische Auffassung wieder zu Ehren brachte. Ohne Blutopfer ist diese Höhe allerdings nicht zu erklimmen. Wer den Kampf scheut, muß auf der breiten Thalstraße bleiben. Daß der Bescheidene auch da ein Glück finden kann, lehrt das Beispiel der Nationalbank für Deutschland, die verkündet, in diesem Jahr sei der Ertrag ihres ersten Semesters recht befriedigend. Freilich wird nicht gesagt, wen das Ergebniß befriedigen könne. Nur die Herren Stern und Witting, Friedländer und Sobernheim, allenfalls noch Herrn Eugen Landau oder auch die Aktionäre? That is the question. Aber man muß nicht zu neugierig sein. Dis.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Vermuthung, das mit dem Hause Robert Warschauer & Co. geschlossene Bündniß hänge mit dem luxemburger Handel zusammen, hat, namentlich in der Beleuchtung, in der Dis sie zeigt, Manches für sich; viel aber auch gegen sich. Das zu erwähnen, zwingt die Gerechtigkeit. Als die Bank für Handel und Industrie der alten und geachteten Firma Warschauer die Einlage von 20 Millionen Mark gab (die durch den Rücktritt eines Saturirten nöthig geworden waren), forderte sie natürlich eine genügende Gegenleistung, forderte vor Allem die Gewißheit, daß ihr Kapital nicht von ihr unbekannten, vielleicht von unerfahrenen Personen verwaltet werde. Herr Hugo Oppenheim, der Mann ihres Vertrauens, mag damals nicht geglaubt haben, daß er die Last der Geschäfte noch länger tragen werde als bis ins Jahr 1904. Jedenfalls wurde im Vertrag festgesetzt, am Schluß dieses Jahres solle die Firma Robert Warschauer in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden. Jetzt ists so weit. Herr Dernburg, der damals noch nicht Direktor war, hatte mit diesen Verhandlungen nichts zu thun; er fand den Vertrag vor und hat nun für dessen Erfüllung zu sorgen. Das Haus Warschauer hätte, bei seinem Ruf, seiner Kundschaft und seinen Verbindungen, die Millionen von jeder anderen Bank bekommen, zog aber ein noch nicht in der Reichshauptstadt eingewurzeltes Institut, aus begreiflichen Gründen, den berliner Banken vor, die mehr oder minder mit ihm konkurriren. Diesen Vorzug verlor die Bank für Handel und Industrie, je mehr sie ihre Hauptthätigkeit nach Berlin verlegte. Auch jetzt würden die 20 Millionen von allen Seiten mit Vergnügen angeboten werden; aber Warschauer ist an den Vertrag gebunden und alles Gold Afrikas könnte diese Kette nicht lösen. Der ursprüngliche Plan (Umwandlung in eine Aktiengesellschaft) schien wohl nicht mehr recht zeitgemäß; man

wäre genöthigt gewesen, eine gemeinsame Leitung zu schaffen, und hätte Reibungen schwer vermieden. Auch kann man sich vorstellen, daß dem Geheimrath Oppenheim — der, in rüstiger Kraft, jetzt kaum freiwillig seine Arbeit verlassen würde — der Gedanke an solche Theilung der Macht unbehaglich war; die Kollegen Mendelssohn und Cohn geniren ihn nicht allzu sehr. Sicher ist, daß die Verhandlungen über den zu wählenden Weg älter sind als das Kalenderjahr, viel älter als der in seinen Konsequenzen noch schwer übersehbare luxemburgische Plan, der erst durch die neuen Ereignisse auf dem Montangebiet zur Reife gebracht scheint. Wenn die Geschäfte in Ruhe erledigt und alle Sicherheiten für den Uebergang geschaffen sind, verschwindet (nach etlichen Jahren also) auch die neue Offene Handelsgesellschaft Warschauer, die nur für die Uebergangszeit geschaffen wird, aus der Reihe berliner Bankfirmen. Die in manchen Zeitungen gestellte Frage, wem sie ihre russischen Geschäfte vererben werde, ist schon deshalb unklug, weil der wesentliche Theil dieser Geschäfte längst der Firma Mendelssohn & Co. gehört, die dem verwandten und verbündeten Hause Warschauer nicht allzu viel davon gelassen hat. Das eifrig kommentirte Ereigniß ist die einfache Folge der Thatsache, daß Herr Oppenheim, als er vor sechs Jahren den Kommanditvertrag schloß, die Dauer seiner Arbeitfähigkeit unterschätzte. Und Herr Dernburg hätte, selbst wenn die Rolle des leichtsinnig Großmüthigen ihn reizte, jetzt gar nicht das Recht, die wichtigste Bestimmung dieses Vertrages für obsolet zu erklären. Eine andere Frage ist, wozu die Darmstädter Bank das Geld braucht, das sie sucht. Aber ist diese Frage etwa schwer zu beantworten? Nicht einmal für Einen, der draußen steht und das Finanzgetriebe nur aus der Ferne betrachtet. Der Concern Dresden-Schaaffhausen hat 285, die Deutsche Bank 180, die Diskontogesellschaft 170 Millionen Mark; selbst die friedliche Seehandlung hat ihr Kapital auf 100 Millionen erhöht. Wer da mitmachen will, muß seine Position stärken, wo und wann ers irgend vermag. Das thut Herr Dernburg; und kein Verständiger wird ihn deshalb tadeln. Wenn er das neue Kapital hat, verfügt seine Darmstädter Bank über 154 Millionen, kann sich, trotz etwas knappen Reserven, neben den Großen sehen lassen und mit einiger Aussicht auf Erfolg versuchen, zu dem prächtigen Heim sich auch ein wirklich lohnendes und der Entwickelung fähiges Geschäft zu sichern. Wismar ist gewiß nur eine erste Etape. Herr Dernburg hat nicht das glatte Wesen mancher Bankkollegen, zeigt nicht, wie sie, Jedem eine höflich grinsende Miene und ist darum nicht sehr beliebt, gilt den Kundigen aber als ein hoch übers Mittelmaß hinausragender Finanzpolitiker. Er wird schon wissen, was er mit dem neuen Geld anzufangen hat; daß ers nicht durch die Gassen schreit und zum Herold seiner Absichten wird, sollte man ihm nicht verübeln. Das Verlangen, Bankdirektoren sollen stets aufrichtig sein und sich täglich vor dem lieben Publikum oder wenigstens vor den Zeitungschreibern bis auf die Haut entkleiden, gehört in den Bereich der idealen, also unerfüllbaren Forderungen. Lassen andere Regenten etwa die Meinungmacher in den Herzensschrein blicken? Geschäfte, in die von Anfang an die Vielzuvielen hineinschwatzen, sind gewöhnlich nicht mehr zu machen. Im engen Kreis eigenen Erlebens hats Jeder schon einmal erfahren. Kritisirt drum die Minister und die Bankdirektoren so oft und so unerbittlich, wie Ihr wollt (und dürft), aber verlangt nicht von ihnen, daß sie Euch sagen, was sie, um ans Ziel ihres Wollens zu gelangen, oft dem Freund selbst verbergen müssen.

❦

Lippe.

Oktober 1890. Fürst Woldemar zur Lippe, der in Detmold regirende Herr, bestimmt in einem geheim zu haltenden Erlaß, nach seinem Tode solle Prinz Adolf, der vierte Sohn des Fürsten zu Schaumburg, die Regentschaft des Fürstenthumes Lippe übernehmen, da Woldemars Bruder Karl Alexander durch unheilbare Geisteskrankheit an der Erfüllung der Regentenpflicht dauernd verhindert sei, das Erbrecht der gräflichen Linien Lippe-Biesterfeld und Weißenfeld vom Oberhaupt des Fürstenhauses nicht anerkannt werde und „der Versuch, im Wege der Landesgesetzgebung für die Regelung der Regentschaft Fürsorge zu treffen, zu keinem Erfolge geführt" habe. November 1890. Prinzessin Viktoria von Preußen, die jüngere Schwester des Deutschen Kaisers, vermählt sich dem Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe. Ein Jahr danach veröffentlicht der straßburger Staatsrechtslehrer Professor Paul Laband, dem zu diesem Zweck die Akten des lippischen Hausarchivs zur Verfügung gestellt worden waren, eine Schrift, die für das Recht der Schaumburger auf die Thronfolge im Fürstenthum Lippe eintritt. Am zwanzigsten März 1895 stirbt Fürst Woldemar. Er hatte seine Frau, die als Prinzessin von Baden geborene Fürstin Sophie, verpflichtet, dafür zu sorgen, daß im Augenblick seines Todes Prinz Adolf in Detmold sei. Er starb plötzlich, der Prinz war nicht sofort zu erreichen und der Tod des Fürsten wurde deshalb fast fünf Stunden lang verheimlicht. Nachts kommt Prinz Adolf und am nächsten Morgen wird der seit fünf Jahren geheim gehaltene Erlaß veröffentlicht, der den Schwager des Kaisers zum Regenten ernennt. Gegen diesen Erlaß und gegen die auf ihn gestützte Antrittserklärung des Prinzen Adolf protestiren die Mitglieder des lippischen Landtagsausschusses und die nächsten Agnaten als Vertreter der erbherrlichen Linien. Deren Thronanspruch hat inzwischen der berliner Staatsrechtslehrer Geheimrath Wilhelm Kahl gegen Laband verfochten; er hat bewiesen, daß der Erlaß Woldemars dem Gesetz nicht genügte, Prinz Adolf also auch nicht berechtigt war, die auf solcher Grundlage ruhende Regentschaft anzutreten. Wäre Woldemar befugt gewesen, allein zu entscheiden, dann hätte er dem Landtag nicht ein Regentschaftgesetz vorgelegt; und das im Landtag seiner Vorlage bereitete Schicksal hatte ihm unzweideutig gezeigt, daß die Volksvertreter keine Lust hatten, sich von seiner persönlichen Antipathie gegen die Biesterfelder stimmen zu lassen. Die Veröffentlichung des Geheimerlasses gab denn auch neues Aergerniß. Als der über Nacht aufgetauchte Regent den Landtag ins Schloß berief, verwahrte die Mehrheit sich gegen die Annahme, sie könne „die Regentschaft als zu Recht bestehend anerkennen." In der ersten Sitzung des Landtages nennt der Präsident, Herr von Lengerke, die Regentschaft ungesetzlich, tadelt, unter dem Beifall des Hauses, das jedem gesunden Rechtsgefühl widersprechende Verhalten des verantwortlichen Kabinetsministers und erklärt, das ganze Land sei von dem Thronfolgerecht der Biesterfelder überzeugt. Deren legitimer Vertreter, Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld, ruft am fünfzehnten April 1895 den Schutz des Bundesrathes zur Wahrung seiner Rechte an, die bis ins Jahr 1875 auch von den regirenden Fürsten zur Lippe niemals bestritten worden seien. Acht Tage danach beschließt der lippische Landtag mit fünfzehn gegen sechs Stimmen ein Gesetz, dessen zweiter Paragraph bestimmt, die Regentschaft des Schaumburgers habe aufzuhören, „sobald die Thronstreitigkeiten ihr Ende gefunden haben", für deren Entscheidung, im Schlußsatz, das Reichsgericht als zuständige Instanz gewünscht wird. Ein da-

hinzielender Antrag Lippes wird im Bundesrath abgelehnt, dagegen der Antrag Preußens angenommen, der Reichskanzler solle die streitenden Parteien zur Einsetzung eines Schiedsgerichtes veranlassen. Das beschließt der Bundesrath Ende Januar 1896; fast schon ein Jahr also ist der Schwager des Kaisers Regent eines Landes, dessen Volksmehrheit sich gegen die rechtliche Giltigkeit der Regentschaft ausgesprochen hat. Diese Mehrheit protestirt im Landtag gegen die, wie ihr scheint, aus dem Bundesrathsbeschluß erkennbare Absicht, die Entscheidung zu verschleppen und so den ungesetzlichen Zustand zu verlängern. Graf Ernst wehrt sich in würdigem Ton wider die Zumuthung, sein Thronrecht erst beweisen oder erstreiten zu sollen, erklärt zugleich aber, er sei „entschlossen, jedes Urtheil eines unabhängigen, nur dem Gesetz unterworfenen deutschen Gerichtshofes, es falle, wie es wolle, als eine Entscheidung aus Gottes Hand hinzunehmen". In das Schiedsgericht werden sechs Reichsgerichtsräthe berufen; den Vorsitz übernimmt der greise König Albert von Sachsen.

Die Verhandlungen währen acht Monate. König Albert weigert sich privaten Versuchen, ihn von dem Recht der Schaumburger zu überzeugen. Am zweiundzwanzigsten Juni 1897 wird der Spruch verkündet: „Seine Erlaucht der Graf und Edle Herr Ernst zur Lippe-Biesterfeld ist, nach Erledigung des zur Zeit von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Karl Alexander zur Lippe innegehabten Thrones, zur Regirungnachfolge in dem Fürstenthum Lippe berechtigt und berufen". Die lange umstrittene Ehe, die der Großvater des Grafen Ernst im Jahr 1803 mit dem Fräulein Modeste von Unruh geschlossen hatte, wird vom Schiedsgericht als „ebenbürtig" anerkannt; und festgestellt, daß die biesterfelder Linie, als nach der im Haus Lippe geltenden Primogeniturordnung zunächst erbberechtigt, die fürstlich schaumburgische Linie von der Thronfolge ausschließe. Am zehnten Juli 1897 verläßt Prinz Adolf das Land, in dem er zwei Jahre und drei Monate lang den dem legitimen Regenten zustehenden Platz eingenommen hat. Vor seinem Scheiden veröffentlicht er das folgende Telegramm seines Schwagers: „Deine Regentschaft ist gewiß für das schöne Land ein Segen gewesen; einen besseren und würdigeren Herrn und auch Herrin wird Detmold nie wieder erhalten. Viele Grüße an Viktoria und wärmsten kaiserlichen Dank für die hingebende Treue, mit der Du Deines Amtes gewaltet!" Dieses Telegramm nimmt offen für den scheidenden gegen den kommenden Regenten Partei, der, als der allein legitime, auch als der allein würdige „Herr" des Fürstenthumes zu betrachten ist, und dankt dem höchsten Vertreter eines souverainen Bundesstaates, wie einem vom Kaiser abhängigen Beamten, für treue Dienstleistung. Als der neue Regent ins Land einzieht, begrüßt der Führer der lippischen Grundbesitzer ihn mit einer Ansprache, die den Satz enthält: „Wir Landwirthe waren immer und sind heute noch der Ueberzeugung: kein Würdigerer kann unser Herrscher und keine Würdigere kann unsere Herrscherin sein als Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld und seine hohe Gemahlin." Im Landtag sagt der Präsident, das kleine Parlament dürfe stolz darauf sein, daß es sich des ihm angesonnenen Rechtsbruches nicht schuldig gemacht habe. In der selben Sitzung hat der Landtag sich mit einem neuen Thronfolgestreit zu beschäftigen. Der Graf-Regent Ernst war mit der Gräfin Karoline von Wartensleben verheirathet, deren Mutter, Mathilde Halbach-Bohlen, aus einer amerikanischen Bürgerfamilie stammte. Trotzdem nun Fürst Leopold zur Lippe 1868 die Ehe des Grafen Ernst ausdrücklich genehmigt und damit als „ebenbürtig" anerkannt hatte, behauptete der Fürst Georg zu Schaumburg jetzt, die Söhne aus dieser Ehe seien nicht zur Thronfolge berechtigt. Am achtundzwanzigsten

Oktober 1897 wird dem detmolder Landtag ein Gesetzentwurf vorgelegt, der im dritten Paragraphen die Söhne des Regenten für thronfolgefähig erklärt und im zwölften Paragraphen bestimmt, erst nach dem Aussterben der als erbberechtigt anzusehenden Grafenlinien Biesterfeld und Weißenfeld könne die Krone dem schaumburgischen Fürstenhause zufallen. Der Fürst zu Schaumburg protestirt gegen diesen Gesetzentwurf und wird vom Landtag aufgefordert, seine Ansprüche bis zum ersten Februar 1898 einem Schiedsgericht zu unterbreiten; sonst könne sein Protest in Detmold nicht beachtet werden. Die gestellte Frist läuft ungenützt ab und am sechzehnten März 1898 beschließt der Landtag, nach dem Tode des Grafen Ernst habe dessen ältester Sohn die Regentschaft zu übernehmen. Am fünften Januar 1899 erklärt der vom Fürsten Georg angerufene Bundesrath sich für zuständig zur Entscheidung des Streites, der „zur Zeit" aber noch nicht dringend eine Erledigung fordere. Drei Wochen danach sagt der Graf-Regent, die Juristenfakultät der Universität Leipzig habe „vor wenigen Wochen in einem ausführlich begründeten wissenschaftlichen Gutachten" als „ihre einmüthige Rechtsüberzeugung" ausgesprochen: „daß jede Anfechtung des Rechtes meiner Söhne auf die Thronfolge im Fürstenthum Lippe aus mehreren Gründen zu verwerfen sei, von denen jeder für sich stark genug wäre, diese Verwerfung allein zu tragen".

Dem Jahre lang von dem ihm gebührenden Platz ferngehaltenen Regenten war das Leben auch nach dem Schiedsspruch nicht leicht gemacht worden. Als er in Detmold einzog, war die Garnison, über die der Kaiser, als Bundesfeldherr, nach freiem Ermessen verfügt, nicht in der Residenz, sondern auf dem Uebungfeld und die in der Stadt gebliebenen Lieutenants hatten nicht für nöthig gefunden, den Paraderock anzuziehen. Beim Abschied des Prinzen Adolf war der Regimentskommandeur mit den Vertretern des Offiziercorps ins Schloß gekommen; dem neuen, legitimen Regenten präsentirte eine schwache, vom Adjutanten des Bezirkskommandeurs befehligte Schloßwache das Gewehr. Die Regimentsmusik war für den Regenten nicht zu haben und seinen Kindern wurden, als das Siebente Armeecorps einen neuen Kommandanten erhalten hatte, die Honneurs versagt. Als Graf Ernst mit aller dem Reichsoberhaupt schuldigen Ehrerbietung und Höflichkeit den Kaiser gebeten hatte, die Aenderung dieses Verhaltens anzuordnen, bekam er die Antwort: „Ihren Brief erhalten. Anordnungen des Kommandirenden Generals geschahen mit meinem Einverständniß nach vorheriger Anfrage. Dem Regenten, was dem Regenten zukommt; weiter nichts. Im Uebrigen will Ich Mir den Ton, in welchem Sie an Mich zu schreiben für gut befunden haben, ein für alle Male verbeten haben. W. R." Graf Ernst hat seinen Brief, das Telegramm des Kaisers und eine Denkschrift den deutschen Bundesfürsten damals „zur Kenntnißnahme' unterbreitet. Jetzt ist er gestorben. Wird seinem ältesten Sohn nun von Preußen das Recht bestritten werden, die Regentschaft anzutreten? In einer Deklaration, die „in Kraft eines Hausgesetzes" gelten sollte, hat am zehnten Mai 1853 Fürst Leopold zur Lippe die Anerkennung jeder von Mitgliedern seines Hauses zu schließenden Ehe davon abhängig gemacht, daß „bei Uns oder Unseren Nachfolgern der Konsens zur Vermählung zuvor nachgesucht und ausgewirkt worden ist." Diesen Konsens hat der selbe Fürst dem Grafen Ernst 1868 ertheilt und dessen Ehe damit für „ebenbürtig" erklärt. Werden trotzdem den Biesterfeldern jetzt neue Schwierigkeiten bereitet, dann wird man sich der Thatsache erinnern, daß in Schaumburg, ehe die Prinzessin Viktoria sich dem Prinzen Adolf verlobte, feierlich versichert wurde, dem künftigen Schwager des Kaisers sei die Herrschaft über das Fürstenthum Lippe unbestreitbar gewiß.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig, Berlin. Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.